Zool.
495
Z

Zool. 495 Z
Smith
6R

<3662107996001З
<36621079960013
Bayer. Staatsbibliothek

~~Ph. L. 700~~

Philos. Anthrop. Scr. part.
1428.

R

Ueber die Natur und Bestimmung der Thiere wie auch von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere,

von

Lauritz Smith,

Doctor der Gottesgelartheit, Königl. Dänischer Professor der Weltweisheit, Kirchen Probst, Mitglied der Königlichen Norwegischen Geselschaft der Wissenschaften, und Prediger bey der Admiralitets Kirche in Kopenhagen.

Aus dem Dänischen.

Kopenhagen 1790.
Verlegt C. G. Proft,
gedruckt bey Sebastian Popp.

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen Friederich.

Gnädigster Kronprinz und Herr!

Wenn es eine Wahrheit ist, daß die Staten glücklich sind, wo Philosophen herschen oder die Beherscher Philosophen sind, so kann dieses doch nur in so fern Wahrheit seyn, als der Beherscher ein freier, selbstdenkender, tiefforschender, und die Wahrheit klar durchschauender Geist ist. Der System-Philosoph, der Sektirer, derjenige, der das Genie durch Autoriteten und Namen fesseln läst, wer nicht Kraft in der Seele hat die Handlun-

gen von dem Menschen, die Wahr-
heit von ihren Formen zu unterschei-
den; kurz jeder, der die Welt nur
aus Büchern und die Bücher aus den
Namen der Verfasser kennt, alle diese
erhielten keinen Beruf, Volksglück in
den Ländern zu verschaffen, sie haben
weder Empfindung von wahrer nütz-
licher Größe, noch Trieb sie zu su-
chen. Das Resultat alles Philosophi-
rens ist, und mus seyn, ausgebildeter
Menschenverstand und Empfindung;
und der wird immer der gröste Phi-
losoph seyn, der sich die gröste und
wahrste Kentnis von der Welt und
dem Menschen erwirbt, und zugleich
über jede Sache und Erfahrung, der
freieste, gründlichste, aufgeklärteste Den-
ker ist; allein eben dieser Denker ist
denn der Philosoph für den Thron.

Gnä-

Gnädigster Kronprinz und Herr!

Ist dieses ein würdiges Ideal des wahren philosophischen Herschers, in wessen Hände würde ich denn mit grösserer Zufriedenheit diese Blätter übergeben, als in die Hände Ew. königlichen Hoheit, da Dieselben, von der Natur mit den herlichsten Fähigkeiten ausgerüstet, mit so mächtigen Schritten zu der wahren Herscher-Ehre, durch helles, freies Denken, und überdachte männliche Wirksamkeit fortgehen.

In den Blättern, die ich hiemit unterthänigst vor Ew. königlichen Hoheit niederlege, habe ichmit Freiheit gedacht, und geredt, als ich dachte; so ists der Wille Ew. königlichen Hoheit, daß vor Ihnen, zu dem Volke gesprochen werden soll, welches einst

nach dem Willen der Vorsicht, durch Ihren Scepter zur Glückseeligkeit geführt werden wird.

Möchten denn nur diese Blätter auf einige Weise, als ein Mittel angesehen werden können, die warmen Wünsche und ernsthaften Bestrebungen Ew. königlichen Hoheit zu fördern, vernünftiges Denken und ausgebildete moralische Empfindungen unter dem Volke des Zwillingreichs auszubreiten. Möchte ich glücklich genug gewesen seyn, auf einige Weise, die gnädige Aufmerksamkeit und den Beifall Ew. königl. Hoheit, für die in diesen Blättern dargelegten Betrachtungen, gewonnen zu haben; vielleicht würden denn Ew. königl. Hoheit die Frage, von den Pflichten der Menschen

schen gegen die Thiere, auch der Erwegung des Gesetzgebers würdig finden: und die weisen Britten würden denn nicht immer die einzigste Nation Europens seyn, die die Last des Zugthieres, nicht blos nach der Breite der Radfelgen, und dem Druck des Wagens auf dem Steinpflaster berechnet.

Gnädigster Herr!

Es wurde Ew. königl. Hoheit vorbehalten, sowohl in diesem, als in vielen andern Stücken, zum Glück der Menschheit, zur Ehre und Freude Ihres Erbvolks zu würken. Wäre itzt nur meine Rede, in diesen Blättern, der Wahrheit, und Ew. königl. Hoheit würdig: welche frohe, stolze Empfindung würde es mir denn nicht seyn, die Aufmerksamkeit und den Beifall

eines Prinzen gewonnen zu haben, der, durch freies Selbstdenken und unermüdete Würksamkeit, nicht allein der Stolz und die Lust seines Volks, sondern auch ein Gegenstand der Hochachtung und Bewunderung Europens ist.

unterthänigst
von
L. Smith.

Vor-

Vorerinnerung.

So eifrig verschiedene unsrer Modephilosophen behaubtet und vertheidigt haben, daß unser metaphysisches Forschen gar keinen Zusammenhang mit der Moralitet in unsern Handlungen habe; so einig ist man doch überhaubt darin, daß wir in den Begriffen, die wir von Tugend und Pflicht haben, nicht irren können, ohne daß diese Irrthümer auch praktisch sind und seyn müssen, und bey gegebener Anleitung sich in unserer herschenden Denkungsart und unserm Betragen äußern. Dieses ist aber besonders der

Fall

Fall mit unsern Verhältniße zu den andern lebendigen Geschöpfen, die Gott nebst uns, hier auf die Erde setzte. Es ist nur zu algemein, daß wir bey den Handlungen, die wir uns gegen diese Thiere erlauben, entweder gar nichts oder so verkehrt von ihrer Natur und Bestimmung denken, daß unsre Handlungen nothwendig ebenso verkehrt und ungereimt als unsre Gedanken werden müssen. Und doch solten die Menschen wohl einmal dahin kommen, daß sie in ihrer Behandlung des Thieres sich durch feste Grundsätze regieren ließen, und diese Grundsätze für ihren Verstand hell entwickelt hätten; ohne blos an verwirten und dunkeln Empfindungen, oder einzelen dunkeln Gedanken zu hangen, die in der Anwendung nie sichere Wegweiser werden können. Zu dieser Absicht habe ich durch gegenwärtige Betrachtungen beyzutragen gesucht, und zwar so viel mehr, da es mir nicht bekant ist, daß jemand in unsrer Muttersprache diese Sache auf die Art und in dem Umfange

vor-

vorgenommen hätte, die ich in gegenwärtigem Versuche mir zum Gegenstande gewählt.

Meine Haubtabsicht war die Moral, und daher ist alles, was ich in dem theoretischen Theile dieser Blätter angeführt habe, mit Hinsicht auf die folgenden Lehren von den Pflichten, hingesetzt; daher bin ich aber auch verschiedenes vorbeygegangen welches nicht in so unmittelbarem Zusammenhange mit der Moralitet stand, und welches mehr dem Nachdenken einige unterhaltende Beschäftigung geben, als eben unmittelbaren moralischen Einflus auf den Karakter des Menschen haben konte. So die Frage, von der Rückerinnerung des Thieres in einem veränderten Zustande, von den Graden in der Wilkühr, mit welcher die Thiere handeln u. d. gl.

Ich habe von der Natur und der Denkfähigkeit der Thiere nichts hersetzen wollen, außer demjenigen welches mit der grösten

Wahr-

Wahrscheinlichkeit erwiesen werden konte; und selbst davon war dasjenige mir nur wichtig, welches in der Lehre von den Pflichten anwendbar ist; und wovon ein Jeder mit gesunder Vernunft und algemeiner Aufmerksamkeit sich leicht überzeugen kan. Deshalb habe ich also auch von dem Mechanischen in den Trieben und Kunstfertigkeiten der Thiere zu reden unterlassen; eine Sache, die ein jeder beym Reimarus zu suchen wissen wird, obgleich dieser, meines Bedünkens, jezuweilen solche Mechanick ziemlich weit ausdehnt. Im Zusammenhange mit diesem wird man leicht begreifen, daß das polemische nicht meine Sache in diesen Betrachtungen seyn konte. Es würde nur wenig den grösten Theil meiner Leser erbauen, einen Pereira, des Cartes, Anton le Grand, d'Ambrun, Darmanson, Meyer, Plitt und ihre Gründe durchgemustert zu sehen; diejenigen meiner Leser, die sich um die Geschichte der Lehrsätze kümmern, werden wohl selbst diese bey einem

Walch,

Walch, Hennings, Bayle, und in den Schriften gedachter Verfasser und ihrer Gegner zu suchen wissen.

Die Grundgedanken, die ich über die künftige Bestimmung der Thiere geäußert habe, sind an sich nicht neu; ein jeder, der das Lesen und die Wissenschaften liebt, wird schon aus einem Bonnet, daß ich blos ihn nenne, gewohnt seyn, bey diesen Aussichten für die Thiere, sich zu freuen. Was ich davon als das meinige ansehen kann, ist die Wahl der Beweise, und die Art, wie diese ausgeführt und geordnet sind. Doch davon wird der wissenschaftliche Leser selbst zu urtheilen wissen.

In dem praktischen Theile dieser Betrachtungen, dürfte ich fast sagen, daß ich einen ungebahnten Weg gegangen bin, da ich keinen Philosophen kenne, der sich vorgenommen, die Pflichten gegen die Thiere als eine eigene Sache abzuhandeln. Bonnet

hat

hat in seiner Palingenesie einige zerstreute Gedanken hingesetzt, die gut sind, so weit sie reichen, daraus kann aber kein System zusammengesetzt werden. In Walchs philosophischen Lexikon, Hennings Ausgabe unter dem Artikel Bestie, finde ich besonders angeführt: Adam Gottlieb Weigen schriftmäßige Erörterung des Rechts der Menschen über die Kreaturen. Stuttgard 1711. 8. — Gottlieb Schelwigs Disputation, de obligatione hominis naturali ergo Bruta, Danzig 1714. — Walthers Disputation, de dominio hominis in bruta, et officiis ejus in hujus dominii exercitio obſervandis, Giessen 1725; allein diese Schrifften habe ich nicht erhalten können, weis also nicht welchen Weg die Verfasser genommen haben. In dem großen mosheimischen Werke ist so viel als nichts von den Pflichten gegen die Thiere gesagt; Daries hat in seiner Sittenlehre sogar ein eigenes Kapitel, worin er zu beweisen sucht, daß es keine Pflichten in diesem

sem Falle gebe. Salzmann hat in seinem Roman Karl von Karlsberg, einige sehr gute Bemerkungen von dem Verhältnisse des Menschen gegen das Thier, allein diese sind und können nach seinem Plane nur einzelne Gedanken seyn. Noch einer Schrift, die in diesen Tagen mir in die Hände gefallen ist, muß ich erwähnen: und diese ist denn, Fabeln und Geschichten zum Unterricht für Kinder, in Absicht auf ihre Behandlung der Thiere von Miß Sarah Trimmer, Zittau und Leipzig, 8. 1788, aus dem Englischen. Diese Schrift enthält einige gute moralische Betrachtungen, hat auch einige algemeine Bemerkungen von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere; dasjenige aber, welches nach dem Titel die Hauptsache seyn solte, ist mehr eine Nebensache im Buche, und ließe sich ohne Zwang auf wenig Seiten zusammenfassen, obschon das Buch 15 Bogen stark ist. Nach meinem Begriffe hat die Verfasserin nicht ihre Materie verfolgt, sie nicht

genugsam durchdacht, oder einen festen Plan gelegt, wonach sie ausgeführt werden könte. In Hr. Proffts Katalog für gegenwärtiges Jahr, finde ich einen Dietler von Gerechtigkeit gegen die Thiere, habe aber das Buch nicht erhalten können, weiß also auch nichts von seinem Inhalte.

Von einer Sache bin ich meinen wissenschaftlichen Lesern nähere Erläuterung schuldig, als ich in der Abhandlung selbst geben konte, und das ist die Meinung, die ich über Röm. 8, angegeben habe. Die Haubtredensart, auf deren Bestimmung es hier vorzüglich ankomt, ist κτισις, πασα κτισις; und diese Redensarten kommen denn sonst in der heiligen Schrift und in den apocryphischen Büchern des alten Testaments vor, wo sie beweislich entweder die so genanten unvernünftigen Thiere, oder alle lebendigen Geschöpfe Gottes überhaubt bedeuten, und auf diese Weise werden wir finden, daß unterweilen, κτισις, unterweilen

weilen κτισματα vorkommen. Κτισις wird gebraucht, und bedeutet die ganze Schöpfung; oder die erschaffenen Dinge überhaupt. So Syrach 16. v. 17. τις γαρ ἡ ψυχη μου εν αμετρητῳ κτισει; und auf diese Weise mus wohl auch des Wort nach dem Zusammenhange verstanden werden. Buch der Weish. 16. v. 24. ἡ γαρ κτισις σοι τῳ ποιησαντι ὑπηρετουσα. Judith 9. v. 12. βασιλευ πασης κτισεως σου. Daß die Redensart die lebendigen Geschöpfe Gottes überhaubt, bedeutet, kann aus Judith 16. v. 14. ersehen werden: σοι δουλευσατο πασα ἡ κτισις σου, ὁτι ειπας, και εγενηθησαν; und Tobiä 8. v. 5. ευλωγησατωσαν σε ὁι ουρανοι, και πασαι ἁι κτισεις σου. Von den unvernünftigen Kreaturen, scheint die Redensart insonderheit Tobiä 8. v. 15. gebraucht zu werden: και ευλογειτωσαν σε ὁι αγιοι σου, και πασαι ἁι κτισεις σου, και παντες ὁι αγγελοι σου, και εκλεκτοι σου; und dieses ist so viel wahrscheinlicher, da eine ähnliche klassificirte

Prosopopœie in der Apocalypse 5. v. 13 vorkömt: και παν κτισμα, ὁ εϛι εν τῳ ουρανῳ, και επι της γης, και ὑποκατω της γης, και επι της Θαλασσης και τα εν αυτοις ηκουσα λεγοντας. Im Syrach 43. v. 26. komt insonderheit ein entscheidender Beweis für diese angegebene Bedeutung des κτισις vor. Der Verfasser spricht vom Meere, und sagt nur: es seyen da κτισις κητων; und hier ist also κτισις als ein generischer Ausdruck für Thiere gebraucht. Allein auf diese Weise ist es eben, daß Paulus das Wort κτισις Röm. 8. gebraucht und solchergestalt hat er es auch Röm. 1. v. 25. gebraucht.

Hier mus ich aber bemerken, daß Röm. 1. v. 25. blos mit Veränderung des Ausdrucks, dieselben Gedanken enthält, die oben v. 23. angeführt sind. Nur daß der Apostel v. 23. in das besondre geht, um die Wahrheit anschaulich zu machen; er rechnet die algemeinsten Gegenstände der thierischen Natur

her,

her, worauf die Heiden ihre Abgötterei gerichtet hatten: Menschen, vierfüßige, fliegende und kriechende Thiere; allein diesen Inbegriff der thierischen Schöpfung fasset er hernach v. 25, in diesen einzigen Ausdruck κτισις zusammen; also ist wenigstens so viel gewis, daß der Apostel sich an dieser Stelle des κτισις bedient, die thierische Natur damit zu bezeichnen, und wir haben nach dem Zusammenhange keinen Grund dem Worte eine ausgedehntere Bedeutung zu geben. Aus den Prädikaten die der Apostel Röm. 8. der κτισις beylegt, erhellet es genug, daß er die lebendige oder thierische Natur in Gedanken gehabt; und da er ausdrücklich κτισις v. 19, 20 und 21 von πασα ἡ κτισις v. 22. unterscheidet; so ist es höchst wahrscheinlich, daß er an der ersten Stelle das Wort in einer engern Bedeutung genommen, und dadurch den Theil der thierischen Natur verstanden, der in den Apocryphen αλογος genennet wird; wovon er denn hernach zu dem Gedanken von

allen lebendigen Geschöpfen πασα ἡ κτισις der Erde hinauf steigt; und diese Meinung bekömt in meinen Gedanken, so viel mehr Stärke, weil der Apostel solchergestalt durch Vergleichung mit Röm 1, durch sich selbst erklärt wird; und sein Ausdruck mit den älteren jüdischen Schriften übereinstimmend ist, die am nächsten der Zeit waren, in der er schrieb; und deren Ausdrücke sich die Verfasser des neuen Testamentes bedienten, wovon wir so viele Anzeichen haben. So wie κητων beym Syrach am angef: Orte, das κτισις specificirt; so generalisirt Paulus es, durch das hinzugefügte πασα nachdem er es vorher in einer besondern Bedeutung gebraucht hat.

Es kömt mir übrigens merkwürdig vor, daß κτισις außer den angegebenen dreyen bedeutungen, in den Schriften des neuen Testaments, in keiner andern Bedeutung vorkömt, wo es nemlich absolut und ohne einige andere hinzugefügte Bestimmung, gebraucht wird. Es

möchte

möchte denn Röm. 1. v. 20 seyn, wo Paulus die Redensart απω κτισεως κοσμου in selbiger Bedeutung braucht als es Marc. 10. v. 6. und 13. v. 19 απ αρχης κτισεως. Math. 13. v. 35. απο καταβολης κοσμου heist; und dadurch denn die Würkung der schaffenden Allmacht bezeichnet wird, durch welche der ganze Inbegrif endlicher Dinge, wenigstens unserer sublunarischer Welt, entstand. Dieses ist aber die einzigste Stelle wo κτισις in dieser Bedeutung gebraucht wird, die es doch durch Verbindung mit κοσμου annimt. Daß das Wort κτισις geradezu die Menschen bedeuten solte, davon wird man kaum einen Beweis anführen können. Marc. 16. v. 15. kan man als keinen festen Beweis anführen, da man wichtige kritische Gründe gegen die Aechtheit dieser Stelle, und überhaupt gegen das ganze Stück von v. 9. bis ans Ende des Kapitels hat. Hierüber kan Michaelis über die Auferstehungs-Geschichte Jesu, und die vortrefliche Ausgabe unsers gelehrten und

verdienten Herrn Birchs der quatuor Evangelia nachgesehen werden. Colloss. 1. v. 23, wo es heist, daß das Evangelium εν πασει τη κτισει τη ὑπο τον ουρανον gepredigt ist, kann κτισις gern, ohne einige harte Hyperbole, von allen lebendigen Geschöpfen verstanden werden; eben so könte man auch Marc. 16. v. 15, wenn es ächt wäre, verstehn, und da die Menschen die einzigsten Geschöpfe hier auf Erden sind, die Lehren und Unterricht annehmen können, schränken die hinzugefügten Prädikate das κτισις richtig genug auf den Menschen ein, ohne daß das Wort deswegen und unmittelbar die Bedeutung hat. Uebrigens kann diese Redensart hier auch auf dieselbe Weise gebraucht werden, wie Paulus Röm. 1. v. 8. sich ausdrückt: πισις ὑμων καταγγελλεται εν ὁλῳ τῳ κοσμῳ Hebr. 9. v. 8. kömt es mir wahrscheinlich vor, daß die Worte, τουτ᾽ εςι ου ταυτης της κτισεως nicht auf das nächstvorhergehende σκηνης gezogen, sondern als ein Gegensatz des vorhergehenden

den μελλοντων αγαθων angesehen werden müssen; und denn bedeutet die Redensart: die Dinge in ihrer gegenwärtigen Verbindung, und wie es sonst ausgedruckt wird τα εκ τουτου κοσμου. Die Bedeutung der Redensart kömt also mit dem vorhin angegebenen Begriff des κτισις überein. Ανθρωπινη κτισει 1 Petr. 2. v. 13. steht geradezu, statt ανθρωπῳ, und wird wie des vorher bemerkte κτισις κητων gebraucht.

Auch das finde ich in diesem Zusammenhange wehrt anzumerken, daß man bey den heiligen Schriftstellern keinen eigentlichen generischen Ausdruck finde, die unvernünftigen Thiere überhaupt zu bezeichnen. ζωα, θηρια u. a. m. sind specifische Ausdrücke, die gewisse Klassen der thierischen Schöpfung bemerken. Zwar komt das Wort σαρξ vor, und bezeichnet die unvernünftigen Thiere überhaubt. Syrach 17. v. 4. και εθηκη τον φοβον αυτου επι πασης σαρκος, και κατακυριευειν θηριων και

πετεινων. Kap. 13. v. 16. πασα σαρξ κατα γενος συναγεται. Allein diesen Ausdruck konte Paulus nicht gebrauchen die Thiere damit zu bezeichnen, ohne seine Leser irre zu führen, da er sogar in dem nämlichen Kapitel v. 12. σαρξ auf eine ganz andere Art braucht, so wie überhaubt bey den Schriftstellern des n. T., das σαρξ seine besondere Bedeutung hat.

Was die verschiedenen Meinungen von diesen Worte Pauli anlangt, so werde ich nur bemerken, daß verschiedene der besten älteren Dolmetscher sie von der ganzen Natur, und besonders von den Thieren verstanden haben. Chrysostomus *in Epist. ad Roman. Homil.* XIV. *Edit. Montfaucon.* Paris. 1731. S. 582. 83. erklärt die Worte von der ganzen Natur, und glaubt für diese Meinung Unterstützung in andern biblischen Redensarten zu finden, wo leblosen Dingen Empfindung, Freude u. s. w. beygelegt werden: Προσωποιει κοσμον

απαντα

ἁπαντα τουτον ἁπερ και ὁι προφηται ποιουσιν ποταμους κροτουντας· κερσιν εισαγοντες, και βουνους ἁλλομηνους &c. ʻΟτι αυτη ἡ κτισις — τι εςι αυτη; ουχι συ μονος· αλλα και ὁ σου εςι καταδεεςερον, και ὁ ου μετεχει λογισμου· ουδε αισθησεως· και τουτο σοι κοινονησει αγαθων. Hiergegen kőnte man wohl, mit Grunde erinnern, daß was sich in der poetischen und prophetischen Diktion schickt sich nicht ebenfals in der prosaischen und dogmatischen schicke. In dem dogmatischen Vortrage des Paulus wűrden also dergleichen starke figűrliche Ausdrűcke sich nicht schicken, und kőnnen nach seiner Art zu reden, schwerlich an dieser Stelle gesucht oder vermuthet werden. Theophylact in h. l. Edit. Lond. 1736. S. 81. ist von eben der Meinung als Chrysostomus δια τουτον λογον συναναγκαζει τον ακροατην περιφρονησαι τα παροντα, ὡσανει λεγων, μη γηνη της κτισεως χειρων, μηδε εμφιλοχωρησης τοις παρουσιν, αλλα μαλ-

λον

λον δε ϛηναζον, ὁτι μη την μενουσαν δοξαν ηδη εχεις. ει γαρ ἡ κτισις ϛηναζει, πολλω μαλλον ωφειλεις αυτος τουτο. Theodoret Edit. Hallens. 8. 1769-74. Tom. III. S. 87. versteht unter κτιϛις das ganze universum, und begreift folglich die Engel mit darunter: Ουχ ὁρατε, φησιν, ουρανον, γην, θαλατταν, αερα, ἡλιον, σεληνην, πασαν την ὁρωμενην κτισιν, και προς τουτοις αορατα, αγγελους, αρχαγγελους, δυναμεις, εξουσιας, κυριοτητας; ταυτα την ὑμετεραν προσμενει τελειωσιν. Auf die Thiere scheint er besonders zu zielen v. 20. διδασκει δε ὡς πασα ἡ κτισις ἡ ὁρωμενη θνητην ελαχε φυσιν. επειδηπερ των ὁλων ὁ ποιητης προεωρα του Αδαμ την παραβασιν, και την επενεχθησομενην αυτῳ του θανατου ψηφον. ου γαρ ην εικος, ουδε δικαιον, τα μεν δι' αυτον γεγενημενα μεταλαχειν αφθαρσιας, αυτον δε, ὁυ χαριν ταυτα επεποιητο, θνητον

ειναι, και παθητον. τουτον δε γε δια της αναςασεως την αθανασιαν λαμβανοντος, κακεινα ὡσαυτως μεταλαγχανει της αφθαρσιας. ενταυτα, heißt es bis v. 22. και την αορατον συμπεριελαβε κτισιν, πασα γαρ ειπεν ἡ κτισις. Oecumenius Edit. Paris. 1630. S. 309. versteht, wie es scheint, den Ausdruck κτισις fast auf die nemliche Art: και αυτη, φησιν; ἡ κτισις σφοδρα προσδοκα την μενουσαν ἡμων δοξαν. Δια τι αφθαρτος, φησι, πλασθεισα, δια τας των ανθρωπων ἁμαρτιας φθαρτη γεγονεν, επει και ἡμεις, εξ αφθαρτων φθαρτοι γεγοναμεν, βουλεται ουν ἡ κτισις, φησι, τους ανθρωπους την αφθαρσιαν απολαβειν (εςαι δε τουτο εν τη αναςασει,) ἱνα και αυτη την οικειαν αφθαρσιαν απολαβῃ. του γαρ ανθρωπου δι᾽ ὁν γεγονε φθαρτη την αφθαρσιαν απολαμβανοντος, και αυτη την οικειαν αφθαρσιαν συναποληψεται. — προσωποποιια δε

εςι

εςι το παν, ἱνα τε των αγαθων την ὑποβολην δηλωσῃ, και ἱνα δειξῃ, ὁτι ἡμεις μαλλον οφειλομεν σπουδαζειν της τοιαυτης δοξης και αφθαρσιας επιτυχειν ηπερ ἡ κτισις. επει μη νομιζε την αψυχον και αναισθητον κτισιν τα τοιαυτα προσδοκαν ἡ αισθανεσθαι. — ςηναζει, ἡ κτισις βουλωμενη την φθοραν αποθεσθαι λοιπον. ει δε ἡ κτισις, πολλω μαλλον ἡμεις τουτο αιτειν οφειλομεν.

Diese Verfasser und andere, die wie sie gedacht, haben also wenigstens den Sprachgebrauch für sich gehabt, ob sie gleich nicht in ihren Erklärungen die Bedeutung des κτισις gewählt haben, die nach dem Zusammenhange, unter den mehreren Bemerkungen des Worts als die richtigsten erachtet werden könte. Indessen scheint es doch, als wenn sie in ihren Erklärungen die Thiere zugleich in Gedanken gehabt, da man sonst keinen vernünftigen Sinn in der αφθαρσια, finden

kann,

kann, wornach Theodoret, und nach ihm Oecumenius, die κτισις sich sehnen läst, und die sie, der Menschen wegen, für verlohren annehmen. Mit einem Origenes dahingegen der auf eine ganz wunderliche Art an dieser Stelle allegorisirt, und andern die haben wollen daß κτισις itzt die Wiedergebohrnen itzt Kristen überhaubt, itzt Heiden bedeuten soll, wird man so viel weniger einig werden, da sie Sprachgebrauch und den Zusammenhang wider sich haben. Ueberhaubt findet man so viele gesunde Vernunft und durchgedachte Philosophie in Pauli Briefen, wenn wir ihn als Apostel vergessen, und ihn blos als Schriftsteller betrachten, daß man gern diese Philosophie über die Thiere von ihm vermuthen kann, und dieses um so viel mehr, weil dergleichen Begriffe in der morgenländischen Philosophie nicht so fremd waren; obgleich sie nicht das Reine und das Einleuchtende hatten, welches Paulus ihnen gegeben hat. Gewis ist Pauli Philosophie von den Thieren tief und

fein,

sein, weit feiner sind aber die philosophischen Ideen, die er uns 1 Korinth. 15. von der Auferstehung der Leiber gegeben hat; Ideen, die man durch die folgenden Jahrhunderte so oft und so allgemein misverstanden hat, weil man, seine sinnliche Begriffe in die eben so wahren als abstrakten Betrachtungen des Apostels einführen wolte, und nicht genugsam auf die Bedeutung der Worte und den Zusammenhang der Rede achtete. Aber von dem Denker der diese Begriffe hinstellte und entwickelte, die allzeit leichter einzusehen, als zu erst zu erfinden und auszuführen sind, können wir gewis reine und gesunde Philosophie in Materien erwarten, die den Sinnen und der Beurtheilungskraft viel näher liegen, als jene Betrachtungen von dem Verhältnisse unsrer zukünftigen Körper zu dem gegenwärtigen, und ihrer Entwicklung aus diesen.

Noch dieses verdient bey der kritischen Untersuchung der gedachten Stelle Röm. 8. bemerkt

bemerkt zu werden, daß weder beym Wetstein noch Griesbach einige Lesart bey den Ausdrücken κτισις› πασα κτισις gefunden wird. Mathäi hat v. 19. am Rande eines Kodex πιστεως anstat κτισεως gelesen, merkt aber zugleich an, daß dieses wieder ausgestrichen war, wie man denn überhaubt beym ersten Anblick sehen kann, daß dieses πιςεως eine bloses Konjektur seyn mus. Herr. Birch hat mir die Freundschaft erzeigt, seine, zur Fortsetzung seines Werks, bestimten Samlungen über diese Stelle nachzusehen, darin wird aber auch keine besondere Lesart von der allgemeinen gefunden.

Weil die Ausgaben der Septuaginta in der Abtheilung der Kapitel und Verse verschieden sind, mus ich auch bey den aus den Apocryphen angeführten Stellen erinnern, daß ich diese nach Reineccii zweyter Ausgabe der griechischen Uebersetzung des alten Testaments, Leipzig 8. 1757. angeführt habe. Daß ich

die

die daraus angeführten Citaten, nebst den andern, in der Grundsprache hingesetzt, ist geschehen, theils weil ich glaubte es müste so seyn, theils wegen derjenigen meiner Leser, die nicht die Schriften bey der Hand, und doch Lust haben könten die eigenen Worte der Schriftsteller zu sehen.

Dieses habe ich denn für nöthig befunden im voraus zu erinnern, und lege meine Feder mit dem warmen Wunsche hin, daß doch diese Blätter auf einige Weise zur Linderung des seufzenden Thiers in dem Zustande seiner Drangsal unter uns wirken mögen; dadurch würden sie aber zugleich zur Veredlung unsrer Gattung wirken, und die Seelen zu sanften Empfindungen für den Menschen stimmen.

Friderichsberg den 10 Januar. 1789.

S.

Von

Von der Natur und Bestimmung der Thiere.

Schwerlich wird jemand, der den Namen eines denkenden Menschen führet, geschweige wer unter Christen gezählt werden will, einen Augenblick anstehen einzuräumen, daß es Pflichten gebe, die wir Gott, unsern Nebenmenschen und uns selbst schuldig sind; fragen wir dahingegen, welches unser bestimtes Verhältnis zu den andern lebendigen Geschöpfen hier auf Erden sey; fragen wir, welche Pflichten unsere Verbindung mit diesen unseren Nebengeschöpfen uns auflege, welches sowohl unser als ihr, eigenes als gegenseitiges Recht in diesem gegenwärtigen Zustande und Zusammenhang der Dinge sey: sollten wir denn nicht nur zu oft finden, daß man entweder gar nicht an diese

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

Fragen gedacht, oder, daß die Begriffe die die Menschen sich davon gemacht, so falsch und verwirrt ausfallen, daß sie sogar für den menschlichen Verstand entehrend sind. Was ist allgemeiner, als daß der Mensch, stolz auf die Herrschaft, die Gott ihm über die andern Geschöpfe hier auf Erden gab, glaubt, daß alles sein eigen sey, daß die andern lebendigen Geschöpfe keine andere Forderung an uns, kein anderes Recht auf unser Wohlwollen haben, daß kein anderes Gesetz da sey, als was unser Eigennutz, unsere Lüste, unsere Leidenschaften, unsere Vorurtheile, unsere Einfälle und Launen in jedem Fall vorschreiben. Was ist gewöhnlicher, als daß der Mensch diese Thiere, die die Natur ihm unterordnete, als Wesen betrachtet, deren Lust oder Unlust, dem höchsten Wesen eben so gleichgültig sey, als ihre Freuden oder Schmerzen es dem gefühllosen Menschen sind. Was ist allgemeiner, als daß wir nicht denken, nicht

den-

K. K. Hof- u. Staats-Bibliothek München

denken wollen, derselbe Gott, der den Menschen zum Glück schuf, auch die Thiere hervorgebracht, um während ihres Daseyns froh zu seyn, nnd daß sowohl das mishandelte Thier, als der leidende Mensch, einen Vater und Versorger im Himmel hat, der gewis keine Gewaltthäter wider seine lebendigen und empfindsamen Wesen ungestraft, kein Recht seiner Geschöpfe kränken lassen will.

Erziehung, Vorurtheile, Beyspiele und Gewohnheiten haben so ganz unsere Begriffe von denjenigen Pflichten verwirrt, die der Mensch den andern lebendigen Geschöpfen Gottes hier auf Erden schuldig ist, daß es wohl ein würdiges und nützliches Geschäft seyn dürfte, einige Augenblicke anzuwenden, einer Lehre nachzudenken und sie zu bestimmen, die würklich in genauerem Zusammenhange mit der Tugend und Glückseeligkeit der Menschen steht, als es beym

ersten Anblicke scheint. Alle unsere Handlungen haben den genauesten Zusammenhang mit einander, sind wir nun gleichgültig gegen einige Pflichten, so breitet sich diese Gleichgültigkeit leicht auf mehrere aus; eine jede Uebertretung unserer Pflichten, bringt Unordnung in die Sele, und können wir ohne Bedenken, ohne Empfindung des Unrechts das wir begehen, ein einzigstes Gebot übertreten, so werden veränderte Umstände uns leicht hinreißen, sie alle zu übertreten. Der Mensch, der gegen das Thier böse ist, solte der wohl von Herzen gegen seinen Bruder gut seyn? Der Mensch, der fühllos das Thier mishandelt, wird der wohl, wo er ungestraft handeln kann, von seinen Leidenschaften hingerissen, den Menschen schonen? Und nun der Gott, der den jungen Raben ihre Speise bereitet, der über das Leben der Sperlinge wacht, solte der wohl bey den Mishandlungen unbekümmert seyn, die seinen Thieren in ihrem Leben zugefügt werden?

Kentniß, ist die Mutter aller Tugend, und unmöglich ist es, Pflichten zu beobachten, die wir nicht kennen; versündigen wir uns aber oft wider die Thiere, weil wir nicht genugsam über ihr Wesen und ihren Werth gedacht haben; und kann die Ausübung der Pflichten, die wir diesen Thieren schuldig sind, auch beytragen, uns im Gehorsam gegen Gott und Liebe zum Nächsten, zu bestärken; ja können wir sogar nicht gute Menschen, noch weniger denkende Christen seyn, wenn wir den Thieren Gottes ihr gebührendes Recht versagen, wie wichtig denn, daß wir uns vernünftige Begriffe machen: Was doch das Wesen und der Werth dieser Geschöpfe Gottes seyn mögen, und welche Pflichten in unserm Betragen gegen diese Geschöpfe Gottes, in unsrer Behandlung und unserm Gebrauch derselben uns obliegen.

Mit der Auflösung dieser Fragen, werde ich in dieser Untersuchung mich bestreben,

die Aufmerksamkeit der Leser zu unterhalten. Die Wahrheit, so sehr sie auch dann und wann gegen die bisherigen gebräuchlichen und allgemein angenommenen Meinungen anstoßen mögte, werde ich, wie ich glaube sie gefunden zu haben, darstellen; mit freier Redlichkeit werde ich die Resultate desjenigen, welches ich über jene Fragen gedacht habe, vorlegen. Es war mir in einer Reihe von Jahren, ein Vergnügen, über diese Gegenstände zu denken, und nun, Bruder, wer du bist, der es würdig erachtet, mit mir zu denken, prüfe, bevor du urtheilst, urtheile bevor du verwirfst; suche die Wahrheit, und die wird nicht den aufrichtig forschenden Geist, fliehen.

Erstes

Erstes Capittel.

Von der Natur der Thiere.

Zuerst wird denn in dieser Betrachtung die Frage seyn: was sind wohl diese Thiere, die nebst dem Menschen hier auf Eeden ihr Daseyn haben? Was ist ihre Natur und Beschaffenheit? Sind sie Wesen aus Körper und Geist zusammengesetzt, oder sind sie vielleicht blos künstliche Maschinen, die in ihren verschiedenen Würkungen der absoluten Nothwendigkeit dem Gesetze der Bewegung unterworfen sind? Wir müssen diese Fragen etwas genauer betrachten.

Was wir von der Natur und dem Wesen der Thiere, in Hinsicht auf ihre Handlungen, und die Natur und den Zusammenhang der letztern wissen, daß wissen wir einzig und allein durch Schlüsse aus der Aehnlichkeit gezogen, die wir unter verschiedenen Handlungen derselben und Handlun-

gen der Menschen entdecken. Wir schließen vernünftig: Einerley Würkungen müssen einerley Ursachen haben, und das Thun, die Würkung, die beym Menschen nicht aus dem Maschinenbau des Körpers erklärt werden mag, kan auch nicht beym Thiere daraus erklärt werden. Müssen wir, um den Grund vieler menschlichen Bewegungen und Thaten zu erklären, annehmen, daß diese unsere Körper ein edleres Wesen einschließen, in welchem nnsere willkührlichen Bewegungen ihren Grund haben, einen Geist, in welchem unsere Vorstellungen und Begierden, die unsere Handlungen hervorbringen und bestimmen, ihren Sitz haben, so mus auch das Thier, wenn es willkührliche Bewegung, Vorstellung und Begierde, Verlangen und Abscheu hat, einen Geist haben, aus welchem diese, nach unserer Einsicht, geistigen Wirkungen ihren Ursprung, in welchem sie ihren Sitz haben.

Bey den Thieren aber, soviel wir von ihnen kennen, finden wir willkührliche Bewegungen, daß heist: sie bewegen sich so und nicht anders, sie verlassen jene und bleiben an dieser Stelle, nehmen diese oder jene Veränderung in der Stellung ihres Körpers vor, und dieses thun sie, ohne daß sie durch mechanische Gesetze darin eingeschränkt sind; diese ihre verschiedenen Bewegungrn können nicht als Folgen einer unumgänglichen Nothwendigkeit angesehen werden. Laßt uns die Hausthiere betrachten, die wir am besten kennen, weil wir sie täglich um uns haben; ein jeder frage seine eigene Erfahrung, ob die Katze oder der Hund allzeit kommen weil sie gerufen werden, ob sie nicht oft Ruhe haben wollen, wenn wir sie in Bewegung verlangen, und wiederum in voller Bewegung sind, wenn wir sie zu dem entgegengesetzten Zustande stimmen wollen. Können wir nicht oft, und zwar mit völliger Gewisheit, wissen, daß ihre Bewegungen

gen nicht freiwillig sind, daß ihr Gehorsam aus Zwang und Furcht entspringt. Haben wir überhaubt hinlänglichen Grund für die bestimte Ueberzeugung, daß diese Thiere sich bey weitem nicht bewegen als eine Uhr oder andre Maschinen, die nicht ihren Gang verändern können, und also wie ihre Einrichtung einmal ihre Wirksamkeit bestimt hat, wirken müssen; was ist denn natürlicher, als zu schließen: diese Thiere haben in sich eine Kraft, deren Anwendung nach Beschaffenheit der Umstände, verschieden ausfällt.

Von dieser Willkühr in den Bewegungen und Handlungen der Thiere werden wir uns noch mehr überzeugen, wenn wir bedenken, wie sie durch Uebung und Zwang sich Handlungen angewöhnen können, die ihnen ganz zuwider, sogar unnatürlich sind, und dieselben auf Befehl des Menschen vornehmen; wo hingegen wir auch Anleitung

zu

zu bemerken haben, wie sie oft, sogar wenn sie am besten geübt sind, sich widerwillig zeigen, und erst durch wiederholte Zwangmittel und Strafe gezwungen werden müssen, dasjenige, was der Mensch will, zu thun; uud hier wird einem jeden leicht der Tanz des Bären, das Spiel des Affen, die Künste des Hundes, beifallen. Wesen aber, die auf eine so willkührliche Art ihre Bewegungen einrichten, in deren Betragen so viele Abwechslung und entgegen gesetzte Verschiedenheit ist, deren Wirksamkeit kan niemals, wenn wir sonst, nach den allgemein angenommenen Grundsätzen der aufgeklärten Vernunft, schließen wollen; aus den Gesetzen erklärt werden, denen die Uhr in ihrer Bewegung, oder das Wasser in seinem Falle folgt.

Die Thiere haben also willkührliche Bewegungen, und diese setzen eine willkührlich bewegende Kraft voraus; und da wir nun

nun als ausgemacht, und in der Lehre von der Natur und dem Wesen des Menschen, als bewiesen annehmen können, daß die Kraft, wodurch der Mensch sich willkührlich bewegt, nicht ihren Sitz in etwas körperlichem habe, oder aus der Körperlichkeit erklärt werden könne, so mus diese Kraft sowohl beym Thiere, als beym Menschen, in einer vom Körper abgesonderten Substanz ihren Sitz haben.

Die willkührliche Bewegung, die solchergestalt Menschen und Thieren gemein ist, beweist also, daß sowohl das Thier als der Mensch, zusammengesetzte Wesen seyen, aus zween verschiedenen Haupttheilen; daß diese Theile aber auch beym Thier, Körper und Geist sind, davon werden wir uns noch mehr überzeugen, wenn wir ferner bemerken: Die Thiere haben, wie der Mensch, Vorstellungen und Begierden, durch welche ihr Betragen bestimt wird.

Daß die Thiere Kentnisse haben, ist eine Wahrheit, die ein jeder durch seine eigene Erfahrung bekräftigt finden wird. Wer hat unsere Hausthiere gesehen, und nicht erfahren, daß sie ihre Herren kennen, verschiedenes Betragen gegen die bekanten Hausgenossen und gegen Fremde zeigen? Wie viel Widerspenstigkeit sehen wir nicht oft ein Pferd gegen den ungewohnten Reuter und Fremde äussern, die es nicht gewöhnlich zu regieren pflegen? Mit welcher Wuth fällt nicht der Hund den Fremden an, indes er vor Hausgenossen und Bekanten wedelt? Was sollen wir von dem hartnäckigen Widerwillen, den der Hund zuweilen gegen einzelne Menschen zeigt, denken, ist dieser nicht beynahe von derselben Beschaffenheit, als wenn gewisse Menschen in ihren Gesichtszügen und Betragen etwas widerwärtiges für den Menschen haben. Wie sehen wir nicht selbst das einfältige Federvieh, sich um denjenigen versammeln, von welchem

sie

sie gewöhnlich Futter bekommen; zeigt alles dieses nicht Kentnis und verschiedene Grade von Kentnis?

Und nun die Kunstfertigkeiten, welche die Thiere unter der Anführung des Menschen sich erwerben, von welchen sie nach dem Zeichen und Befehle des Menschen, diese oder jene äußern können; setzen diese nicht Vorstellungen von den verschiedenen Handlungen und von den Zeichen des Menschen voraus, nach welchen sich das Thier zu diesem oder jenem bestimt. Unter den wilden Thieren sogar, finden wir häufige Zeichen dieser Vorstellungskraft, nach welcher sie würken. So wird der Bär sich nie irren unter mehreren seiner Feinde, seinen Angrif auf denjenigen zu richten, der ihn erzürnte oder verwundete, und der Affe wird sich wohl hüten, sich in der Falle fangen zu lassen, aus welcher er sich einmal rettete. Wie mißtrauisch ist der Fuchs nicht

nicht gegen die Lockspeise, die ihn in das hingelegte Eisen ziehen soll? Oft rettet ein Fuchs sowohl sich, als andere seiner Art, dadurch, daß er dasjenige wegscharrt was über das Eisen gestreut worden, denn davon geht, und seine Lust, das zu genießen, wodurch er gefangen werden solte, überwindet. Zerstört die Wohnung und Verschanzungen des Bibers, und er wird nicht österer da bauen, wo er erfahren hat, daß kein Friede sey. Fließt nun aber alles dieses nicht in den einzigen Erfahrungssatz zusammen: Die Thiere haben Vorstellungskraft, denn sie haben Kentnisse.

Dieselbe Erfahrung aber lehrt uns auch, daß diese Thiere nicht allein Vorstellungen von der gegenwärtigen Zeit haben. Sie haben auch Erinnerung von dem Vergangenen, können auch auf eine gewisse Art, die zukünftigen Folgen ihrer Handlungen voraussehen.

Welchen annehmlichen Grund können wir wohl für alle die Kunstfertigkeiten angeben, wozu wir die Thiere gewöhnen, außer diesem, daß sie bey einem jeden neuen Versuch, den wir machen, sie nach unserm Willen zu bilden, sich der vorhergehenden Handlungen selbiger Art, und mit denselben der angenehmen oder unangenehmen Empfindungen, die damals mit ihrem Betragen verbunden waren, erinnern. Durch wiederholte Versuche wird die Vorstellung von den Zeichen an des Menschen, und den Bewegungen an des Thieres Seite, mit welchen Lust oder Unlust für das Thier verbunden waren, klärer nnd fester; und die Begierde die die Erinnerung der vorhergegangenen Zufälle hervorbringt, jene Lust zu genießen, oder jener Unlust zu entgehen, macht, daß das Thier sich nach und nach zu handeln bestimmt, wie der Mensch will. Und hier wird ein jeder, der Kentnis von der Abrichtung der Hunde und Pferde hat, besonders

der Jagdverständige, tausend Beyspiele zur Bestärkung der Wahrheit wissen, daß die Thiere sich desjenigen erinnern können, was ihnen vorhin widerfahren sey, und zugleich Erwartung von demjenigen haben, welches in ähnlichen Fällen geschehen werde. Und was soll ich von den Träumen unserer Hausthiere reden? Solte jemand, welcher auch nur mit der geringsten Aufmerksamkeit den Hund betrachtet hat, nicht bemerkt haben, wie er schlafend bellen, und verschiedene Bewegungen äußern kan; daß die Träume aber Wiederholungen vorhergehender Vorstellungen sind, kann ich wohl hier als ausgemacht annehmen. *) Der Mensch,

*) Daß unsere Träume auch oft ihren Grund in der zufälligen Würkung äußerlicher Gegenstände auf unsern Körper haben, davon habe ich selbst verschiedene überzeugende Erfahrungen gehabt. Einmal träumte mir, daß meine Hand abgehauen war, ich empfand

der, nach den verschiedenen Vorstellungen, die er von den Dingen hat, auf diese oder jene Art handelt, wünscht was er wählt, verabscheuet was er unterläst; die verschiedenen Handlungsarten der Thiere setzen also bey gleicher Würkung, gleiche Ursache voraus. Die Thiere verlangen und verabscheuen, empfinden Lust oder Unlust bey Dingen und Handlungen, nach den verschiedenen Wirkungen die sie aus ihrem verschiedenen Verhältnisse zu diesen Dingen und Handlungen, erfahren haben.

Nicht

pfand Schmerz dabey, und dieser nahm solchergestalt zu, daß ich darüber erwachte. In den ersten Augenblicken konte ich mich nicht besinnen, weil der Schmerz merklich war, ich fand aber bald den wahren Ursprung sowohl des Traums als des Schmerzens, weil meine Hand gerade am Gelenke über das Bett hinaus hieng.

Nicht blos den stillen Wunsch und Abscheu, auch die heftigen Begierden, die gewaltsameren, sinnlichern Leidenschaften entdecken wir bey den Thieren. Und hier mus die Erfahrung wieder unsre Wegweiserin seyn.

Oft sehen wir Thiere in ihrem stillen Zustande der Ruhe, da wir denn keine merkliche Begierden bey ihnen entdecken; oft aber wachsen ihre Begierden zu einer Stärke und Heftigkeit, die bey gewissen Thierarten sogar für den Menschen fürchterlich sind. Der Trieb der Fortpflanzung erzeugt oft Zorn, der in Gewaltthätigkeit gegen andere ausbricht, und sogar bey Thierarten, die sonst ihre Rettung in der Flucht suchen. So wird ein unbewafneter kluger Mann sich schwerlich wagen, den Hirsch in der Brunst aufzubringen; unsere wehrlosen Hausvögel, mit welcher Wuth können sie sich nicht wagen, ihre Jungen zu vertheidigen! Der

Hund, was kann er nicht aus Liebe zu seinem Herren wagen, wie kann nicht seine Freude und sein Zorn zu hoher Leidenschaft steigen? und ist es etwa ohne Beyspiel, daß der treue Hund auf dem Grabe seines Herren tod gehungert ist? ist dieses aber nicht Leidenschaft in ihrer fürchterlichsten Größe? Das verwundete wilde Schwein, dtr angeschosne Bär, wie wüten sie nicht? allein, was sind diese Leidenschaften als klare und starke sinnliche Vorstellungen, die in den wirksamsten Trieb zu handeln übergegangen sind?

Noch einen Schritt weiter im Denken leitet uns die Erfahrung, bey den verschiedenen Handlungen der Thiere; und da wir viele von diesen nicht erklären können, ohne anzunehmen, daß sie würklich urtheilen und schließen, so haben wir auch Grund den Thieren diese Fähigkeiten beyzulegen.

Daß die Thiere ihre Sprache haben, womit sie ihre Vorstellungen und Empfindungen ausdrücken, wird man nach genauer Erwegung, nicht wohl leugnen können, wenn man nur bemerkt, daß die Thiere immer eine Sprache haben könten, ohne daß sie deswegen von der nämlichen Art, als die Sprache der Menschen, seyn müste. Last uns nur bedenken, welche die Gegenstände derjenigen Wörter und Töne sind, die wir unsere Kinder in ihrer ersten Kindheit aussprechen lehren, und welche Gedanken und Vorstellungen sie mit diesen Tönen verbinden können? Wir zeigen ihnen Stuhl, Tisch, Bank, das Tageslicht und andre sinnliche Dinge, und nennen ihnen diese Dinge; die Kinder hören diese Töne, erinnern sie und lernen sie nach und nach aussprechen. Aber was denken sie sich bey diesem Schall, wenn sie ihn das erstemal hören, und lange nachdem sie ihn selbst hervorzubringen lernten? Ohne Zweifel den

einzelen (individuellen) Stuhl, Tisch, u. s. w. welchen sie vor sich sahen, und bei dessen Anschauung sie gewöhnt wurden diese oder jene Inbegriffe bestimter Töne zu hören; daß mehrere Stühle, Tische, u. s. w. in der Welt sind, fällt ihnen eben so wenig ein, als daß die Welt größer als ihre Kinderstube sey. Die Wörter, welche der ausgebildeten Denkungskraft allgemeine Begriffe bezeichnen, bezeichnen ihnen weder mehr noch weniger als diejenigen Individen und einzele Dinge, die sie um sich her sehen und berühren, sie können ihnen auch aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anders bezeichnen. Aber beinahe auf selbige Art mus es sich wohl mit der Sprache der Thiere verhalten.

Man nimmt allgemein an, daß der artikulirte Ton, den Menschen vorzüglich vor den Thieren eigen ist. Nur in den zusammengesetzten Lauten, die der Mensch hervorbringt, soll jeder einzele Ton eine

bedeu-

bedeutende Verschiedenheit haben. Zwar ist es gewis, daß der Mensch in dem Bau seiner Sprachwerkzeuge eine Vollkommenheit besitzt, welche alles, was wir von den Sprachwerkzeugen der Thiere noch kennen oder vermuthen können, übertrift, und vermittelst dieser besondern Einrichtung unserer Sprachwerkzeuge ist es dann, daß wir auf so vielfältige Weise unsere Töne verändern können. Gesetzt nun, daß die Thiere, der Natur ihrer Organe zufolge, ihre Vorstellungen und Empfindungen nicht mit der Verschiedenheit an Tönen, ausdrükken können; sie brauchen auch nicht, wegen ihres eingeschränkteren Wirkungskreises, diese Mannichfaltigkeit von Tönen, weil ihre Vorstellungen nicht von dem Umfange und der Mannigfaltigkeit als die Vorstellungen der Menschen sind oder seyn können; so können sie doch verschiedene Töne, nach ihren verschiedenen Empfindungen und abwechselnden Bedürfnissen, von sich geben,

und diese Verschiedenheit kan denen niemals unbemerkt bleiben, die die Thiere der geringsten Aufmerksamkeit würdigen. So sind die Töne eines schmeichelnden Hundes anders als die eines erbosten, die Töne einer Henne anders wenn sie ihrer Brut ruft, als wenn sie nach Futter schreiet, und wiederum anders wenn sie ihre Jungen vor Gefahr warnet. Der Tauber girret anders wenn er sich paaren wil, anders wenn er zornig und eifersüchtig ist, und wiederum anders wenn er auf dem Neste seinen Jungen liebkoset. Bei jeder Thierart wird man diese Verschiedenheit an Tönen, deren sie sich bedienen, bemerken können; und ob wir uns gleich nicht einen Begrif davon machen könuen, wie jeder Ton das seinige beyträgt, die ganze Vorstellung, welche das Thier ausdrücken will, zu bezeichnen, so haben wir doch eben so wenig einen gültigen Grund zu läugnen, daß diese Töne nicht ihre bedeutende Verschiedenheit haben als der=

derjenige hat, welcher weder Noten noch Musik verstehet, zu leugnen, daß Gedanken in den Tonfolgen, welche der Spielende ausdrückt, da seyen. Aber wie gesagt, wir können uns nicht vorstellen, daß diese Töne in der Vorstellung des Thieres viel mehr als Individe bezeichnen.

Wir haben keinen Grund zu glauben, daß die Thiersprache mehrere verschiedene Benennungen des nämlichen Dinges enthalte; und wir brauchen nur die wilden Nationen, die nahe an den ursprünglichen Naturzustand gränzen, und ihre Sprache zu betrachten, um zu sehen wie arm sie ist, wie sie nur sinnliche Dinge, die um sie her sind, ausdrücket, und beinahe gänzlich ohne alle Töne ist, die allgemeine Begriffe bezeichnen. Da wir aber erfahren, daß der roheste Mensch, wenn er in menschlicher Gesellschaft lebt, und den völligen Gebrauch seines Verstandes und seiner Sinnen besitzt,

doch immer viel klüger ist als irgend eine Thierart, die wir kennen; so kan dies uns zu dem umgekehrten Schlus leiten: das Thier mus in seiner Sprache und in den damit verbundenen Begriffen, eben so weit unter dem Menschen stehen, als der unkultivirteste Mensch in merklicher Intelligenz über dem Thier erhaben ist. Die Vorstellungen aber des rohen unausgebildeten Menschen, haften am meisten an dasjenige Individ, welches der Ton bezeichnet. Ob schon auch dieser Ton das Vehikel eines allgemeinen Begriffes seyn kan, so ist er es doch nicht immer nnd in der That so, für den rohen Menschen; und wir können wohl ohne Uebereilung schließen, daß, was wir so gewöhnlich bei dem Menschen vermissen, in dem Zustande, darin er sich dem Thier am meisten nähert, das können wir mit keinem Grunde bei dem Thiere vermuthen; bei jenem finden wir in dem benannten Zustande, merklichen Mangel an allgemeinen

Be=

Begriffen; wir können daher schwerlich hoffen, diese allgemeinen Begriffe bei den Thieren zu finden; oder annehmen, daß solche mit ihrer Sprache verbunden sind.

Ja, selbst der roheste Naturmensch, hat doch eine Art von allgemeinen Begriffen, über deren wahre Beschaffenheit er nicht reflektirt hat, und deren er sich nicht deutlich bewust ist, weil gleichsam eine Dämmerung in seiner Seele ist; diesem zufolge handelt auch dieser Mensch nach allgemeinen Erfahrungs-Wahrheiten, ohne jemals diese Wahrheiten mit ganzem Bewustseyn und hellem Nachdencken von den Erfahrungen, die er selbst gehabt hat, abgesondert zu haben; und so kan auch das Thier nach allgemeinen Erfahrungs-Wahrheiten handeln, es kan eine dunkle Empfindung von diesen Wahrheiten haben, ohne daß es jemals mit Deutlichkeit und Bewustseyn folgenden Schlus gemacht hat: Diese

zween

zween Zufälle gleichen dem dritten auf diese Weise, also sind sie in so ferne einander gleich. Ich sage, das Thier habe wahrscheinlicherweise diesen Schlus nicht mit Deutlichkeit und Bewustseyn gemacht, aber daraus folgt nicht, daß es ihn nicht mit der besondern Geschwindigkeit der Seele gemacht habe, womit wir in den Zufällen, die uns sehr bekannt sind, die sogenannten unmittelbaren Schlüsse machen, ohne daß wir uns bewust sind, wie die Seele in dem Augenblick wirkt. Denn an und vor sich sind alle unsere Schlüsse mittelbar und gründen sich auf die Vergleichung zweener Begriffe mit dem dritten. Der Unterschied bestehet nur darin, daß wir uns in den schwereren Zufällen mehr Zeit zum Nachdenken nehmen und langsamer gehen müssen, wodurch wir uns denn die Würkungsart der Seele völlig bewust sind. Da wir aber in unsern Schlüssen über die leichten und bekannten Dinge und Zufälle diese Lang-

samkeit nicht brauchen, so geschiehet es ganz natürlich, daß wir nicht bemerken, wie die Seele sich des dritten Begriffes bedient, welcher doch, obschon dunkel, gegenwärtig ist, wenn sie jenen sogenannten unmittelbaren Schlus hervorbringt. Diese Schlüsse macht denn der Mensch, nach dem Grade seiner Kultur, entweder durch Vergleichung allgemeiner Erfahrungs-Wahrheiten deren er sich deutlich bewust ist, oder durch Vergleichung individueller Gegenstände und Töne, worunter er sich zunächst und unmitteebar, Individe vorstellet. Daß die Thiere insgemein auf diese Weise ihre Schlüsse machen, können wir mit Grund glauben. Ihre Schlüsse und Handlungen haben nun freylich ihren Grund in algemeinen Erfahrungs-Wahrheiten, ohne daß wir deswegen anzunehmen genöthiget wären, sie hätten diese Erfahrungs-Wahrheiten deutlich gedacht oder mit deutlichem Bewustseyn diese algemeinen Begriffe mit ihrer

Sprache

Sprache und ihren Tönen verbunden. Aber, wendet man ferner ein, hätten die Thiere Sprache und Töne, womit sie einzele Vorstellungen verbänden, so müßten auch ihre Kräfte verhältnismäßig entwickelt werden, und wir müsten sie zu einem merklichern Grad von Vollkommenheit steigen sehen, als wir itzt an ihnen erfahren. Allein hier kan gefragt werden: wodurch werden die Sprache, und die Kräfte des Verstandes ausgebildet? Geschiehts nicht durch den gesellschaftlichen Umgang, der die Bedürfnisse vermehret, die Vorstellungskräfte anstrengt, und solchergestalt durch neue Bedürfnisse und neue Erfindungen die Sprache mit neuen Ausdrücken bereichert? Die Intelligenz der Thiere kan zuverlässig über den gewöhnlichen Grad von Vollkommenheit, welchen wir bey der Menge von dieser oder jener Art entdecken, ausgebildet werden. Man gebe sich nur viel mit der Katze, dem Hunde und dem Pferde, von ihrer Jugend an,

ab, und man wird die Menge Veränderungen in ihrem Betragen finden, welche von einer mehr als gewöhnlich ausgebildeten Intelligenz zeugen. Die Thiere können vieles in der Entwicklung ihres Verstandes durch den Umgang mit Menschen gewinnen, ja so viel, daß sie diejenigen Neigungen, die ihnen natürlich sind, ablegen können. Ich habe selbst einen jungen Hasen gehabt, der von klein an, in meinem Hause unterhalten wurde, und dieser war so zahm und zugleich vor aller Gefahr unbekümmert, daß er auf dem Boden neben meinem Hunde und einer großen Katze herumging, ohne sich vor ihnen zu fürchten; der Hund aber und die Katze sind doch die natürlichen Feinde des Hasen: daß aber dieser Hase den Hund nicht fürchtete, beweist doch wohl, daß er durch seinen Aufenthalt unter Menschen, an intellektueller Vollkommenheit, gewonnen hatte.

Man hat das Thier noch nicht genug bemerkt, um bestimmt sagen zu können, was die Thierarten, die in gesellschaftlicher Verbindung leben, dadurch von Zeit zu Zeit an Entwicklung gewinnen können. Die Haushaltung des Biebers ist bewundrungswürdig, so lange er in Gesellschaft mit seiner Gattung lebt und arbeitet; aber merkwürdig ists, daß man bey dem einsiedlerischen Bieber keine Spur der Thätigkeit und Kunst, die sich bey diesem Thiere im gesellschaftlichen Leben äußert, finden kan; und wer ist wohl im Stande zu bestimmen, welche Vollkommenheit der Bieber von Anfang an, seinem Baue gegeben hat, und wie diese Bauart von Zeit zu Zeit verbessert worden. Sagt man, daß dies immer so gewesen, daß dies Instinkt ist, so ist das so viel als nichts gesagt, besonders da man weis, daß der Bieber sich auch in einer schlechten Höhle aufhalten kan, die ohne alle künstliche Zubereitung ist.

Un-

Unser Schlus aber wird nunmehr folgender: da Niemand mit annehmlichen Beweisen behaupten kan, die Entwicklung der Thiere sey hier auf Erden so bestimmt eingeschränkt, daß das eine Individ von selbiger Art nicht klüger und kunstgerechter als das andre werden könne; da vielmehr mannigfaltige Erfahrungen das entgegengesetzte beweisen; so können wir auch nicht den Thieren eine gewisse Art von Sprache absprechen, weil sie nicht Verschiedenheit genug in ihren Handlungen haben, oder weil man mit Grund sagen könnte: wenn ich ein Thier handeln gesehen, so habe ich auch alle andere, von der nämlichen Art, gesehen.

Sowohl die gegenwärtigen, als die zurückgerufnen Vorstellungen der Thiere, können wir also, nach allem was wir von ihnen wissen, für wenig anders annehmen, als für Vorstellungen von einzelen Dingen

und einzelen Handlungen. Solchergestalt ist der allgemeine Begrif von Schlag, Peitsche, nicht deutlich in der Seele des Thiers, sondern nur die Vorstellung von diesem oder jenem Stock, dieser oder jener Peitsche. Das Thier hat, so viel wir schließen können, die Erinnerung von dieser oder jener angenehmen oder unangenehmen Empfindung, aber keinen allgemeinen deutlich gedachten Begrif von Lust oder Unlust. Durch Hülfe dieser sinnlichen Erinnerung ruft das Thier das vorige Individ, oder den individuellen Fall, und die dadurch veranlasten Empfindungen zurück; vergleicht dieses mit seinem gegenwärtigen Zustande, und bestimt sich itzt, nach unmittelbarem Schlusse, in seinem Betragen.

Solchergestalt finden wir ein Vermögen zu denken und zu schließen bey dem Thiere, obgleich diese Kraft hauptsächlich an die sinnlichen Eindrücke und Empfindungen, gebun-

gebunden ist. Und dieses ist das Wenigste, das wir nach allem, was wir von den Thieren erfahren haben, ihnen an Fähigkeiten, zutrauen können. Es giebt verschiedene Erfahrungen, die sogar eine größere Verbindung der Begriffe beym Thiere vorauszusetzen scheinen, als wir hier vermuthet haben. Erfahrungen, nach welchen wir das Thier fast ganz aus seiner gewöhnlichen Sphäre treten sehen, da es, um eine Absicht zu erreichen, dasjenige erfindet, wozu es durch keine uns bekannte vorhergehende Erfahrung veranleitet war: und hier müssen wir denn, wie in so vielem andern, die engen Grenzen unsers Verstandes erkennen. Wissen wir gleich nicht alles von diesen Geschöpfen Gottes, so wissen wir doch genug um überzeugt zu seyn: daß sie wilkührliche Bewegungen haben, sich das Gegenwärtige vorstellen, des Vergangenen erinnern, und unmittelbare Urtheile und Schlüsse machen können. Finden wir aber auch die-

selben Würkungen beym Menschen, und können solche beym Menschen nicht anders als aus einem geistigen Wesen, einer Seele, die in Verbindung mit dem Körper diese Würkungen hervorbringt, erklärt werden; so mus auch das Thier, wegen dieser Uebereinstimmung mit dem Menschen, eine Seele haben.

So wie der Mensch, vermittelst des Körpers, Vorstellungen von den äußeren Dingen erhalten kan; und so wie die äußeren Gegenstände, nach den verschiedenen Eindrücken die sie auf den menschlichen Körper machen, angenehme oder unangenehme Empfindungen erwecken, so ist es auch mit den Thieren; sie empfinden sinnliche Freude und sinnlichen Schmerz, nachdem ihre Körper verschiedentlich berührt oder behandelt werden.

Zwar können wir nicht bey allen Thierarten annehmen, daß sie die völlige Anzahl Sinne, als der Mensch, haben; vielleicht

sind

sind die Sinne der Auster blos auf Geschmack und Gefühl eingeschränkt; Gefühl aber hat doch ein jedes lebendiges Thier. Bey vielen Thieren entdecken wir dahingegen dieselben Sinnes-Werkzeuge, als beym Menschen; sie empfinden also auf selbige Art. Das Auge des Ochsen hat völlig dieselbigen Bestandtheile als das Auge des Menschen; die Nerven die überall in dem menschlichen Körper verbreitet sind, und unsere Empfindungen veranlassen, sind von derselben Art und zu derselben Absicht in den Körpern der Thiere. Wie einjeder sinnlicher Eindruck, der das menschliche Nervensystem in eine gewaltsame Bewegung setzt, oder den Zustand der Nerven auf eine Art verändert, die wider ihre natürliche Beschaffenheit und Ordnung streitet, für den Menschen schmerzlich ist; so sind auch alle gewaltsamen Bewegungen, die in den Körpern der Thiere und in den darin befindlichen Nerven hervorgebracht wer-

den, mit schmerzlichen Empfindungen für das Thier verbunden. Die schmerzlichen Empfindungen, die in dem menschlichen Körper erweckt werden, sind heftiger, je feiner die Organisation der Theile der Nerven ist, in welchen sie veranlasset, und je unmittelbarer die Nerven selbst angegriffen werden. So sind die Schmerzen die durch Beschädigung des Auges oder des Ohrs verursacht werden, unerträglich heftig. Hieraus folgt aber, daß die Körper der Thiere auf selbige Art, nach der Verschiedenheit und Feinheit der Sinnes-Werkzeuge, grösserem oder kleinerem Schmerz unterworfen sind. Auch dieses folgt daraus, daß die kleineren Thiere, durch den Bau ihres feineren Körpers, auch in Verhältnis zu den Kräften und der Dauer desselben, so viel heftigere Schmerzen empfinden können. Das Insekt kann in eben so hohem Grade, als der Elephant und der Mensch leiden; und vielleicht kann es, in

einem gegebenen Augenblicke, bey den Mis-handlungen seines Körpers, in undenklich höherm Grade als jene, leiden.

Der endliche Schlus aber ist denn dieser: die Thiere, die Sinne und Empfindungs-Werkzeuge haben wie der Mensch, können auch sinnlichen Schmerz in selbigem Grade, wohl auch, nach Beschaffenheit der Organisation in höherm Grade leiden. Auf der andern Seite haben sie denn auch ihre sinnlichen Freuden, die gleichfalls ihren ursprünglichen Grund in der Organisation haben.

Auch dieses können wir als eine Folge unserer vorhergehenden Betrachtungen bemerken, daß die Thiere nicht nur blos die sinnlichen, sondern auch die vermischten Empfindungen haben, die theils in den, durch die Veränderungen des Körpers verursachten Empfindungen, theils in den dadurch fernerhin verursachten Vorstellungen bestehen.

Das Thier, welches bey den Mißhandlungen seines Körpers leidet, kann auch außer der unmittelbaren Empfindung des gegenwärtigen Schmerzes, Angst und Furcht vor einem größeren Uebel haben. So der Hase, wenn er mehrere Stunden nach einander von Hunden und Jägern gehetzt wird. Was der Hirsch, durch die unnatürliche Parforcejagd an Schmerz und Aengstigung empfinden mag, ist vielleicht mehr als wir uns klar vorstellen können; und Wohl unserm Vaterlande, daß dergleichen, die menschliche Vernunft entehrende Aufzüge, nicht mehr unter uns genannt werden. *) Auch haben wir mit dem Hornvieh den Fall, daß es schwer beängstigt ist, wenn es in das gewöhnliche Schlachthaus geführt wird, und daß sehr oft das heulende Gebrüll desselben die

*) Eine gute Abhandlung von der Parforcejagd, wird in Schlözers Stats-Anzeigen gefunden, X Bd. 1787. S. 137. u. f.

die Aengstigung der Seele zu erkennen giebt. Und was mag nicht der Hund empfunden haben, der seine Jungen leckte, die ihm ausgeschnitten waren, und erst anfing zu heulen, wie diese ihm weggenommen wurden? Welche Mischung von Empfindungen mag nicht in seiner Seele gewesen seyn? Das Thier, das seine Gattung bluten und sterben sieht, mus auf seine Art etwas empfinden, das der Beängstigung gleicht, die der Missethäter empfindet, der seinen Mitschuldigen leblos vor seinen Füssen hingestreckt sieht. Wie mit den unangenehmen, so ist es auch mit den angenehmen Empfindungen, beyde Arten können bey den Thieren vermischt seyn: und denn machen theils die Vorstellung von der körperlichen gegenwärtigen oder bevorstehenden Veränderung, theils die Vorstellung von ihrer Fortsetzung und ihren Folgen, die Bestandtheile in dieser Mischung der Empfindungen aus.

Sammeln wir nun die vorhergehenden Betrachtungen über die Thiere in einen allgemeinen Satz, so wird es ohngefehr dieser werden: Sie haben wilkührliche Bewegungen, sie haben Vorstellungen und Begierden, Empfindungen und Leidenschaften, reine und vermischte Empfindungen; sie haben Körper und Seele wie der Mensch. **Und dieses ist einigermaßen die Auflösung der Frage, von der Natur der Thiere.**

Zwey=

Zweytes Capittel.

Von der Würde der Thiere und der Absicht ihres Daseyns hier auf Erden.

Wir gehen itzt weiter zur Untersuchung: Was die Würde dieser Thiere ist, und warum sie auf die Erde gesetzt sind. Und hier stoße ich denn auf den stolzen Gedanken, daß der Mensch der Mittelpunct der ganzen Schöpfung, und alles blos seinetwegen da seyn solte.

Ja, Mensch! für dich schüttet die Sonne ihre wohlthätigen Stralen umher, für dich wirft der Mond seinen lieblichen Schein herab, für dich schimmern die Sterne der ausgedehnten Veste. Du kanst Lust und Nutzen von dieser uud aller andern Schöpfung Gottes haben, die du kennst; ein Thor aber bist du, wenn du dir einbildest,

dest, daß alles dieses nur deinetwegen da sey, oder daß es alle Absicht seines Daseyns erreicht habe, wenn es zu deinem Nutzen und zu deiner Belustigung beygetragen hat. Dieses ist aber der Fall mit den andern lebenden Geschöpfen Gottes, die nebst uns hier auf die Erde gesetzt sind. Sie sind, sie können auf vielerley Weise zum Nutzen der Menschen seyn und würken; es ist aber so weit entfernt, daß ein lebendiges Geschöpf blos des Menschen wegen da sey, daß wir viel mehr, bey Betrachtung der Natur der Dinge und der Vollkommenheiten des Schöpfers, allen Grund haben, den Satz anzunehmen: ein jedes lebendiges Wesen, ein jedes Thier ist zunächst und unmittelbar seiner selbst wegen da, und um Glückseligkeit durch sein Daseyn zu genießen.

Gott ist die Liebe, und dieser unendlichen Vollkommenheit zufolge, wird er von seiner Seligkeit einem jeden Wesen mittheilen,

je

je nachdem es seinen Fähigkeiten und seinem Zustande nach, dazu empfänglich ist. Daher die unendlichen Verschiedenheiten der Wesen und Fähigkeiten, damit die möglichst gröste Anzahl Glückseligkeit genießen, und die größte Vollkommenheit im Ganzen erreicht werden könne. Schon das Daseyn und die Empfindung desselben, ist ein so hohes Glück, daß wir kein Geschöpf Gottes, in einem so elenden Zustande, annehmen können, daß nicht die Freude über das Daseyn die Unbequemlichkeiten überwöge, die übrigens mit seinem Daseyn verbunden seyn können. Ein in aller Absicht von aller möglichen Empfindung an Glück entblöstes Geschöpf, erlaubt uns die Liebe des Unendlichen, nicht als möglich zu gedenken. Jedem lebendigen Wesen, dem Gott das Daseyn schenkte, gab er auch in demselben, den Genus der Freude, gab ihm mit dem Daseyn nicht allein Zugang zur Freude, sondern setzte es auch zu gleicher Zeit, in wirklichen

lichen Besitz derselben. Weil also die unendliche Liebe wolte, daß alles, was Leben hatte, Glück empfinden sollte, so wolte sie auch, daß ein jedes lebendiges Wesen da seyn sollte, um glücklich zu seyn, also zunächst und unmittelbar um sein selbst willen.

Das wissen wir auch von unserm Gott, durch Betrachtung seiner Haushaltung in der Natur, daß er durch das nemliche einzele Mittel, mehrere wichtige Absichten ausführt; so finden wir aber auch den Fall mit den Thieren. Ausser der selbsteigenen Glückseligkeit eines jeden Individs, die Gott will, hat er auch diese Individe in Verbindung mit andern gesetzt, zu deren Glück sie zugleich, durch ihr Daseyn wirken sollen; und in diesem Zusammenhange, können wir sagen, habe die eine Thierart wegen der andern, das eine Thier wegen des andern, das Daseyn erhalten, und ein jedes Thier trägt auf seine Weise bey, die

Voll-

Vollkommenheit des ganzen zn bewirken. Die Würde der Thiere ist demnach diese, daß sie als mitwürkende Substanzen zu dem großen Ziel der Vollkommenheit, geachtet werden können, welches der Schöpfer für alle seine Geschöpfe bestimte; und hiervon werden wir noch mehr durch viele Erfahrung überzeugt werden.

Kein Thiergeschöpf ist so gering, so anscheinend schädlich und verächtlich, daß es nicht auf seine Weise zu einer gewissen Absicht würkte, und dadurch, für das Ganze, das Gute beförderte. Ganz gewis sind wir in vielen Stücken unwissend, welchen Nutzen dieses oder jenes Geschöpf Gottes, durch sein Daseyn schaft; hier schließen wir aber mit der vernünftigsten Gewisheit, von demjenigen das wir wissen, zu demjenigen so wir nicht wissen oder verstehen. Entdecken wir, in allem, was wir von der Haushaltung und Wirksamkeit der

Thiere wissen und begreifen, die Weisheit des Schöpfers, so mus auch der Unendliche seine weisen Absichten mit den unzählichen andern Geschöpfen haben, die er hervorbrachte; obgleich wir zu kurzsichtig sind, den wahren Nutzen zu entdecken, den sie durch ihr Daseyn wirken. Ein jedes Thier hat seinen Nutzen für die Welt, und sogar bey den Thierarten die wir mit aller Gewalt verfolgen und ausrotten, oder deren Daseyn wir mit Gleichgültigkeit ansehen, entdecken wir diesen allgemeinen Nutzen. Wir verfolgen die Sperlinge, weil sie uns einen Theil der Feldfrüchte rauben, würden wir aber nicht das Ganze verlieren, wenn diese Sperlinge keine Nahrung darin fänden die Schwärme des Ungeziefers zu zerstören, die sonst ganz die Hofnung des Landmanns zernichten würden. Wie sehen wir nicht in der Pflügezeit die Krähe, die Elster und den Staar, die offenen Furchen durchlaufen, dadurch aber vernichten sie ein Heer

Würmer, die sonst, in dem folgenden Sommer, nach vorhergegangener Verwandlung zum Verderben der Feldfrüchte, herumfliegen würden. Befördert die Fliege nicht die geschwindere Auflösung der in der offenen Luft hingelegten Aeser, durch die Gährung der Theile, die sie verursacht? Und hilft sie nicht dadurch die Luft von den langsam vergiftenden Ausdünstungen befreien, wovon sie sonst würde angesteckt werden? Wir sind dem Fuchs gram, wegen des Schadens den er unsern zahmen Hausthieren zufügt, haben wir aber nicht, sogar in unserm Vaterlande, dieses Thier ganze Heere von Feldmäusen ausrotten sehen, die sonst da gewesen wären, und sich zum Verderben der Saaten und des Landes vermehrt hätten. Schlangen und andere kriechende Thiere sind uns auch widerlich; sollten sie aber nicht zu unserm Nutzen wirken, durch den Erdgift den sie an sich ziehen? Und was wissen wir auf wie verschiedene Art sie

durch ihr Daseyn nützen können? Eine jede Thierart, ein jedes Individ nützt, so lange es lebt, indem es zu den Absichten des Höchsten, auf seine bestimte Weise würkt, und bey seinem Tode nützt das eine Thier zur Unterhaltung anderer Arten und Individe.

Allein, möchte hier jemand fragen, hat der Schöpfer gewollt, daß diese Thiere Glückseligkeit genießen solten, warum denn diese gewaltsame Todesart, wozu sie fast alle bestimt scheinen? Wäre es nicht eine glücklichere Einrichtung, wenn das eine Thier nicht solchergestalt zur Speise anderer bestimt wäre? Und hier finden wir wieder Gelegenheit, die Weisheit und Güte des Schöpfers zu bewundern, weil gerade die gegenwärtige Einrichtung der Natur, mit unendlich kleinerer Unannehmlichkeit für das Thier verbunden ist, als der entgegengesetzte Zustand mit sich geführt haben würde.

Das Daseyn ist schon, wie wir vorher bemerkt haben, ein hohes Glück für ein lebendiges Wesen; bey der gegenwärtigen Einrichtung der Dinge aber, geschieht es, daß unzählige Thierarten da sind, und leben können, die nicht auf der Erde seyn könnten, wenn sie allein ans dem Pflanzenreiche gespeist werden solten. Itzt dahingegen besteht die eine Art durch die andere, das eine Individ kömt an die Stelle des andern hervor, und zahllose Wesen genießen itzt die Freuden des Lebens, die unter veränderten Umständen nie empfunden haben würden, was das Daseyn wäre. Selbst diese Einrichtung der Natur aber, wodurch die meist möglichen lebendigen Wesen hier auf Erden da sind, beweist die nicht auch, wessen wir vorhin gedachten, daß Daseyn schon ein Glück sey, und ein jedes daseyendes lebendiges Wesen, zunächst und unmittelbar um sein selbst Willen da ist, um durch das Daseyn glücklich zu seyn.

Betrachten wir etwas genauer den Zustand der Thiere unter der gegenwärtigen, verglichen mit ihrem möglichen Zustande, unter einer veränderten Einrichtung, so werden wir finden, daß der Schöpfer auf die vollkommenste Art für ihre Glückseligkeit gesorgt hat. Laßt uns einen Augenblick annehmen, daß das eine Thier nicht die Speise des andern wäre, daß weder Mensch noch Thier Magen hätten, in welchen Fleisch aufgelöst werden und zur Nahrung für ihre Körper übergehen könte, was würden denn die Folgen dieser Einrichtung seyn? Ein jedes Thier müste denn, einige wenige seltne Fälle ausgenommen, den natürlichen Tod erleben, leben bis ihre Körper durch zunehmende Unordnung und Schwäche zerstört würden, bis in einem hohen Alter, und sterben aus Entkräftung und durch Krankheit. Sollte dieses Leben aber wohl für das Thier glücklich seyn? Das hohe Alter, das lange Leben ist eben nicht sehr angeneh-

nehm

nehm für den Menschen. Beständige Schwachheiten beunruhigen fast allzeit die Abgelebten; sie sind sogar überhaupt untüchtig sich ihre Nothdürftigkeiten zu erwerben, sie haben Pflege nnd Hülfe anderer nöthig; und nur dadurch werden die Schwachheiten des Alters leidlich für den Menschen, wenn er die Unterstützung anderer haben kann. Das Thier dahingegen lebt nicht in gesellschaftlicher Verbindung, wie der Mensch. Außer der gemeinschaftlichen Sorge der monogamischen Thiere für die Unterhaltung ihrer Abkömlinge, ist die Hülfe die sie einander erzeigen können, sehr geringe. Die Verbindung zwischen den Alten und ihren Abkömlingen hört auf, wenn diese die Hülfe jener nicht nöthig haben, und die Thierarten, die sich ohne Unterschied paren, leben auch ohne alle gegenseitige Gesellschaft oder Vorsorge.*) Zwar

 finden

*) Das gewisse Thierarten sich zu gemeinschaftlicher Vertheidigung vereinigen, obgleich sie

finden wir hie und da unter den Thieren einige Spuren zu einer gewissen, wenn ich es

so

sie sonst keine öconomische Verbindung mit einander haben, könnte man wohl zum Theil aus der besonderen Empfindung eines jeden Individs von der Gefahr, und der natürlichen Liebe zu seiner Art erklären. So schreibt Egede, (Grönlands Perlustration) daß die Walrosse bis in den Tod einander beystehen, und hiermit stimmen auch die Nachrichten überein, die wir aus Cooks dritten Reise, von Kamtschatka haben. Unser apostolischer Greis, mein Freund, Herr Bischof Egede, hat mir erzählt, daß die Rennthiere in Grönland, wenn sie sich in Haufen beysammen finden, stets die freiesten Ebenen zur Ruhe ersehen und sich denn in einen Zirkel lagern, so, daß alle Köpfe die Peripherie ausmachen. Dadurch sind sie denn von allen Seiten gegen alle Gefahr gesichert; wie überhaupt der scharfe Geruch dieses Thiers es treulich wider die Nachstrebungen des Menschen warnt. Wenn die Walrosse von den Menschen angegriffen werden,

stel-

so nennen darf, Gesellschaftlichkeit und Verbindung zu gemeinschaftlichem Endzwecke.

stellen sie sich in eine lange Reihe, nach ihrer Anzahl, und haben die Jungen hinter sich; sie wehren sich mit der grösten Wildheit; erst, wenn sie sich von der Uebermacht überwältigt sehen, brechen sie die Linie und suchen, jeder für sich, Errettung durch die Flucht. Der kamtschadalsche Jäger erdreistet sich nicht, die Jungen des weißen Bären zu schießen, wenn die Mutter in der Nähe ist, weil sie alles wagt um sich zu rächen und sie zu vertheidigen, so wie sich jene auch zu der Mutter halten, wenn sie verwundet ist, und ihre Traurigkeit bey ihrem Tode äußern. Die Seelöwen setzen, nach Ansons Bericht, Wachen aus, wenn sie schlafen, und ein Botsmann der einen jungen Löwen erschlagen hatte, wurde, weil er sich nicht in Acht nahm, indem er ihm die Haut abzog, von dem Weibchen tödlich verwundet. In dem letztgedachten Falle mischt Naturliebe sich in die Handlung des Thiers. Von den Ziegen auf der Insel

So, wenn die Steinziege, die ausgesetzt worden ist, die Heerde vor der Ankunft des Jägers warnt; so, wenn die Affen Posten aussetzen, um desto sicherer stehlen zu können; nicht des Bibers zn erwähnen, und seiner so besonders merkwürdigen Haushaltung. Dieses ist aber noch nicht die Sorgfalt des Individs für das Individ, die so durchaus nothwendig ist, um die traurigen Umstände des Krankenlagers und die Mängel des entkräfteten Alters zu lindern. Das wissen wir von verschiedenen wilden Nationen, daß sie ganz gleichgültig gegen die

Juan Fernandez, berichtet Anson, daß sie sich in verschiedene Haufen getheilt haben, zwanzig bis dreißig Stück in jedem Haufen; sie halten sich, aus Furcht vor den Hunden, ihren Feinden, in den unzugänglichsten Gebirgen auf, und stellen sich in eine gewisse Ordnung, anf einer wohlgewählten Stelle, um die Hunde zu empfangen, die sie angreifen wollen.

die Schwachen und Alten ihres Geschlechts sind, und sie, entweder als Hülflose sich selbst überlassen, oder sie erschlagen, um der Mühe zu entgehen, für ihre Nahrung zu sorgen. Darin ist das Thier aber, und der solchergestalt wilde Mensch, einander gleich, daß jenes die Schwachen und Alten seiner Art sich selbst überläßt. Und wenn nun die eine Thiergattung nicht die Speise der andern wäre, wie qualvoll würde denn nicht das Leben für das Thier werden, welchem Kraft, sich seine Nahrung zu erwerben, mangelt. Der langsam tödtende Hunger, würde denn an den Kräften seines Lebens nagen, bis diese, unter anhaltender Empfindung bitterer Schmerzen, nachgerade verschwänden; und die Summe schmerzlicher Empfindungen, die das Thier, unter Schwachheit, Entkräftung und Hunger, seufzend fühlen müste, würde denn die Leiden des Augenblickes weit übertreffen, welche das schwächere Thier, wenn es ein Raub

der Klauen oder Zähne des Stärkeren wird, ausstehen mus.

Das Thier ist also bey dieser Einrichtung der Natur, die der Schöpfer mit ihm gemacht hat, glücklicher, als es, so weit unsre Vorstellung reicht, in einem veränderten und entgegengesetzten Zustande werden würde. Das Lam wäre nicht glücklicher, wenn es sicherer neben dem Wolfe gehen, oder die Taube, wenn sie ihr Nest neben dem Habicht bauen könte. In den Dichterwerken finden wir zwar jezuweilen dergleichen Vorstellungen; dieses aber ist denn Bildersprache, idealische Malerey eines Zustandes von besonderer und ungewöhnlicher Glückseligkeit, so Esaiä 11, v. 6. 9. Nie aber müssen wir uns einbilden, daß ein solcher Zustand in der gegenwärtigen Kette und Verbindung der Dinge auf dieser unserer Erde statt gefunden habe. Jedes Thier hat ungekränkt die Natur, die Gott

ihm in der Schöpfung gab; es kann bey dieser Einrichtung glücklich seyn, und selbst dem schwächeren Thiere, zu einem Raube für das Stärkere bestimt, fehlt es nicht an Mittel zu seiner Rettung und Erhaltung. Hat das eine Thier Muth und Stärke zum Angrif, so hat das andere Schlauigkeit und Schnelligkeit, wodurch es oft die Stärke und den Muth des Angreifenden, unnütz macht. Sogar die Farbe ist oft Rettung des Thiers: so ist sie es für die Rüppen, die des Winters schneeweis sind, wodurch sie oft den Verfolgungen des Raubvogels entgehen.

Wenn eine Thiergattung sich durch Raub ernährt, findet eine andere durch Arbeitsamkeit ihren Unterhalt. Derselbe Herr der Natur, der den europäischen Hirsch und das Rennthier mit ihren prächtigen Geweihen ausrüstete, versagte dem Hirsche in dem afrikanischen Loango und Kakongo diesen

Haupt-

Hauptschmuck; da dieser sonst, durch sein Geweihe verhindert, nie in den dicken Wäldern, den Verfolgungen der Raubthiere, würde entgehen können. Und solchergestalt hat der Herr der Natur, mit einer anbetungswürdigen Weisheit, Sorge getragen, die Glückseligkeit seiner lebendigen Geschöpfe hier auf Erden zu befestigen; und wie er alles zur Glückseligkeit hervorbrachte, so gab er auch einem jeden lebendigen Wesen, einem jeden seiner Thiere, daß es mit seinem Daseyn hier in der Zeit, Glück verbunden fand.

Drittes Capittel.

Von der zukünftigen Bestimmung der Thiere.

Solchergestalt haben wir denn überhaupt zu entwickeln gesucht, was die Vernunft uud Erfahrung uns von der Natur, Würde und Bestimmung der Thiere, indem sie hier auf Erden leben, uns lehren können; ob nun ihr ganzes Daseyn auf die Augenblicke die sie hier leben, eingeschränkt ist, oder wir Grund zu glauben haben, diese Thiere, würden nach diesen Zerstörungen ihres verweslichen Körpers, in einem andern und vollkomneren Zustand versetzt werden; darauf wollen wir ferner unser Nachdenken und unsere Untersuchung wenden.

Wir wollen uns hier dessen erinnern, was wir in dem vorhergehenden zu beweisen gesucht haben, daß die Thiere zusammenge-

setzte

setzte Wesen sind, aus Körper und Seele bestehend; eine jede Seele aber ist ein Geist, der nicht aus Theilen besteht, der nicht in Theile zerlegt und aufgelöst werden kann; kurz, etwas ganz anders und von einer ganz andern Natur ist, als das, was wir von den Körpern wissen. Und dieses können wir denn auch hier als ausgemacht, und in der Lehre vom Menschen, bewiesen annehmen. Die Seele der Thiere sind also auch Geister, einfache Substanzen, die nicht Theile neben Theilen haben, in welche sie aufgelöst und zerlegt werden können. Die Geister der Thiere müssen also, wie jede andere einfache Substanz, in einem untheilbaren Augenblicke entstanden seyn, und ebenfalls in einem untheilbaren Augenblicke vergehen, wenn sie vergehen solten.

Wie solten aber wohl die Seelen der Thiere vergehen können? Nicht durch Auflösung und Scheidung der Theile, wie unsere

sere und ihre Körper; denn diese Geister haben keine Theile. Daraus folgt aber auch, daß kein endliches Ding diese Wesen zernichten kann; weil alle Verwüstung, die endliche Wesen anrichten können, blos auf die Auflösung und Zerstörung der zusammengesetzten Dinge eingeschränkt ist. Kein endliches Wesen kann ein Ding zernichten welches Daseyn hat. Man gehe so weit in der Auflösung der Theile, als geschehen kann; man bringe, wenn es möglich ist, die Dinge zurück zu dem ersten Urstof, woraus sie bestehen; diese Elemente bleiben doch übrig, unzerstörbar durch die vertilgende Gewalt des Menschen, oder irgend eines endlichen Wesens. Keine einfache Substanz, kein Geist kan seine Natur verlieren, oder in seinem Wesen Veränderung leiden, ohne daß er aufhören mus zu seyn; keiner aber kan einen Geist oder einfache Substanz zernichten, außer der Almacht, die Wesen und Daseyn gab.

Soll der Geist des Menschen, soll die Seele des Thiers durch den Tod aufhören zu seyn, so mus dieses geschehen, weil der Höchste ihnen kein längeres Daseyn gönnen will, er müste demnach den Geistern seine erhaltende Almacht entziehen; kann der Höchste aber wohl dieses wollen? Kann die aufgeklärte Vernunft annehmen, daß der Gott, der die Liebe ist, lebendige, empfindende, vernünftige Wesen den Vorschmack einiger Augenblicke der Glückseligkeit geben solte, um sie wieder, und zwar auf ewig, des Glücks zu berauben, mit welchem sie durch ihr Daseyn bekant wurden? Und hier reden dieselben Vernunftgründe für die Dauer der Thiere, welche für die Dauer des menschlichen Daseyns reden.

Man merke wohl, ich sage: dieselben Vernunftgründe; denn die bloße Vernunft kann, in ihren Untersuchungen über das fortgesetzte Daseyn und Würken der menschlichen

lichen Seele nach dem Tode, es nicht höher, als zu der wahrscheinlichsten Vermuthung bringen. Die bestimteste Gewisheit, die vollkommenste Ueberzeugung von einem Leben nach diesem, haben wir einzig und allein der heiligen Schrift zu verdanken. Was Gott uns in selbiger, mit der bestimtesten Deutlichkeit und Gewisheit von einem zukünftigen Zustande gesagt hat, kann die Vernunft, sich selber überlassen, nur vermuthen. Allein diese Vermuthungen, diese Schlüsse, durch welche die Vernunft Hofnung für den Menschen, jenseits des Grabes gewahr wird, eben dieselben zeigen uns auch die Hofnung für das Thier, daß der Tod nicht dessen ganzes Wesen auf ewig verschlingen werde. Es kan kein vernünftiger Grund angegeben werden, warum die Geister der Thiere nach dem Tode aufhören solten zu seyn; gegentheils bietet die Betrachtung über ihre Natur und die göttlichen Vollkommenheiten, uns die annehmlich-

sten Gründe für die Fortsetzung ihres Daseyns in einem künftigen Zustande, dar.

Warum sollte die erhaltende Allmacht, die Geister, die hier auf Erden mit den Körpern der Thiere vereinigt sind, beym Tode des Thiers ins Nichts zurück kehren lassen, woraus sie durch ihren schaffenden Willen hervorgerufen wurden? Etwa weil diese Thiere einen engern Würkungskreis, einen geringeren Grad an Würde und Würksamkeit, als der Mensch haben? Denn ist ja aber der Mensch wieder geringer als die Engel, geringer als Tronen und Fürstenthümer, und Kräfte und Mächte und die andern vernünftigen Geschöpfe Gottes *); Soll

*) Es würde wohl keine unphilosophische Vermuthung seyn, wenn man unter den Ausdrücken: Tronen u. s. w. verschiedene Ordnungen höheter Geschöpfe Gottes verstände, die von der Wesenklasse unterschieden wären, wozu die Engel gehören. Welche Gradation

Soll der Geist des Thieres, wegen des Abstands vom Menschen, vernichtet werden; welche Hofnung kann denn die Vernunft dem Menschen geben, der so weit unter den Myriaden der andern höheren Geschöpfe Gottes steht? Nein, kein Thier ist in den Augen Gottes geringe; er ist sowohl der Vater des Wurms als des Menschen, er brachte sowohl den Menschen als den Engel hervor; und ein jedes lebendiges Wesen hat seinen Antheil an der Vaterliebe, womit seine Vorsicht über die Welt, die er schuf, wachet. Glückseligkeit wird er allen schenken, nur die Grade in dieser Glückseligkeit bestimte seine Güte, für die verschiedenen Zeitpuncte, nach der Verschiedenheit der Fähigkeiten und des Zustandes der Wesen, die sie empfangen sollen.

tion an Intelligenz von der Milbe zum Menschen, und warum nicht mehrere Gradationen aufwärts.

Oder solte der Mensch vielleicht etwas an seinem künftigen Glücke verlieren, wenn diese Thiere, in Verhältnis ihrer Fähigkeit und Entwicklung, eines bessern Zustandes theilhaft würden? Ein thörichter Gedanke; und doch scheint er nicht undeutlich aus der Misgunst hervorzuscheinen, mit welcher der Mensch überhaupt den Schimmer von Hofnung einer künftigen Veredlung der Thiere betrachtet, welcher etwa dann und wann ihm gezeigt wird. Der Mensch ist, ich weis fast nicht wie, auf den Gedanken gekommen, daß ein fortgesetztes Daseyn, ein Leben nach diesem, uns alleine gehören, und alle andere Geschöpfe Gottes hier auf Erden, von diesem Glücke ausgeschlossen seyn solten, damit der Mensch solches in vollem Maaße allein genießen könte. Wie aber, wenn das fortgesetzte Daseyn der Thiere in einem andern Leben uns Menschen neue Aussichten zu so viel höherer Freude und Glückseligkeit öfnete? Und dieses ist gerade

der

der Fall bey der Vermuthung, daß diese Thiere in einem veredelten Zustande, zu seyn fortfahren werden.

Was ist es, daß wir Menschen hier in der Zeit von der Erde und ihren Geschöpfen kennen? Kaum haben wir uns mit der Oberfläche der Erde bekannt gemacht, und wie viel fehlt uns nicht zur vollständigen Kentnis derselben? Ist es mehr als die äußerste Erdrinde, wo wir uns, selbst in unsern tiefsten Schachten, hindurchgearbeitet haben? Und was wissen wir von den vielen andern Erdlagen, die uns vom Mittelpuncte der Erde sondern? Was wissen wir von der Art, wie die Metalle erzeugt werden? Was von dem ersten Urstof woraus sie in der That bestehen? Und ist unsere Einsicht größer in der lebendigen Natur? Sind wir wohl viel genauer mit ihren unzähligen Theilen, ihrer Absicht und Verbindung bekannt? Wie unzähliche Geschöpfe

 ent-

enthalten nicht die Luft, die Erde und das Meer, die wir sogar nicht durch Namen von einander zu unterscheiden wissen; deren Daseyn uns sogar ganz unbekannt ist? Wie wenig ist es doch das wir von den Thierarten wissen, die wir längstens gekant und betrachtet haben, gegen das viele in ihrer Natur und Haushaltung, das noch für uns verborgen seyn mag. Und was soll ich von der Entdeckung späterer Zeiten, von einer ganzen, für das unbewafnete Auge unsichtbaren Thierwelt sagen? Hat man wohl vor einem Jahrhunderte daran denken können, daß es lebendige Geschöpfe gebe, die sieben und zwanzig Millionen mal kleiner, als die Milbe seyen? Und welchen Begrif können wir uns noch von diesen Wesen machen? Wer kann aber, wer darf darauf bestehen, daß wir itzt bis zu dem äußersten Punct der Wirksamkeit der Natur ins Kleine, gekommen sind? Wer kann die Grenzen des Kreises abstecken, in welchem die Allmacht im un-

unendlich Kleinen lebendige Wesen, sich zu bewegen und zu würken, befahl.

Haben aber wir, die die edelsten Einwohner dieser Erde sind, so wenig Kentnis von allen diesen herlichen Wundern der Allmacht hier auf Erden; haben wir Grund zu vermuthen, daß die Macht, und Güte und Weisheit des Höchsten, in dieser Kette und Verbindung der irdischen Dinge von seinen höhern Wesen gekannt und bewundert wird; deren höhere und mehr entwickelte Fähigkeiten, deren vollkomnere Organisation ihnen erlauben, das zu erfahren und einzusehen, was wir sogar nicht vermuthen können; steht der Mensch in Hinsicht seiner Kentnis der Erde, die wir bewohnen, vielleicht in demselben Verhältnis zu jenen höheren und vollkomneren Wesen Gottes, worinn die andern klügsten Thiere der Erde zu dem Menschen stehen; wie viel wird denn nicht in jenem vollkomneren Zustande für

uns zu lernen und zu erfahren seyn? Und wie werden nicht selbst vielleicht diese Thiere, die wir hier so geringe schätzen, und ihre Haushaltung, wichtige Gegenstände für unsern forschenden Geist werden, wenn wir in der genaueren Kentnis, die wir daselbst von ihrer Natur und Wirksamkeit erhalten können, mehr und mehr die wundervolle Weisheit des Schöpfers bewundern lernen wollen; wenn wir, durch das so wir da sehen und begreifen, das bewundern lernen, wofür wir hier weder Sinn noch Verstand haben. Wie wird denn nicht die immer fortschreitende Entwicklung der Fähigkeiten, und die damit verbundene, stets wachsende Glückseligkeit dieser Wesen, die wir vorhin in einem eingeschränkteren Zustande gesehen haben, unsere Seele mit angenehmen Empfindungen füllen, und zu Bewunderung und Anbetung der unendlichen Liebe reizen, die in unsere Natur den Trieb niederlegte, an der Freude und Vollkommenheit eines

jeden

jeden daseyenden Dinges, eines jeden lebendigen Wesens, Theil zu nehmen.

Ja, ist es eine Wahrheit, daß die edle und gute Seele sich immer freuet, die Freude und das Glück anderer zu sehen, sogar denn, wenn sie selbst diese wünschenswehrten Güter entbehren mus; daß Neid nirgend als in dem schwachen und niederträchtigen Geiste wohnen kann; o Ihr edlen und guten Seelen unter unserer Art, wie mus es Euch denn nicht eine belustigende Hofnung seyn, daß so unzähliche lebende Wesen fortfahren, in einem verbesserten Zustande zu seyn, durch die Entwicklung der Fähigkeiten glücklich werden, von einem Grade der Glückseligkeit zum andern fortrücken; und Ihr sollet Zeugen dieses Glückes seyn! Wie wird nicht eure eigene Freude und Glückseligkeit sich erweitern und befestigen, sogar durch den Theil den Ihr dort an die Veredlung und Freude dieser zahllo-

sen

sen Wesen nehmen könnet; derjenigen, die Ihr hier in der Zeit unter Vergänglichkeit habet seufzen sehen. Der Mensch kann in Hinsicht seines künftigen Zustandes, nichts dadurch gewinnen, daß die Wesen der Thiere im Tode aufhören zu seyn, im Gegentheil solte sogar die Eigenliebe uns zu wünschen treiben, daß das Daseyn dieser Wesen nach dem Tode fortgesetzt werde; da dieses ihr Glück so lehrreiche und erfreuende Folgen für uns selbst haben kan.

Und nun last uns wieder fragen, haben wir einigen Grund zu wünschen, daß Gott die Geister dieser Thiere zernichten solte, haben wir Grund das zu vermuthen? Die vorurtheilfreie Vernunft verneinet diese Frage. Allein wiederum kann gefragt werden, haben wir Grund anzunehmen, daß der Höchste diese Wesen erhalten, und sie in einen bessern Zustand nach diesem Leben versetzen werde? Und da liegt denn die Antwort

wort in der großen Wahrheit, die uns Vernunft und Erfahrung, Natur und Offenbarung so deutlich und kräftig zurufen: Gott ist die Liebe.

Er, der unendlich Liebreiche, rief diese Wesen hervor, daß sie durch Daseyn glücklich seyn sollten; und solte denn nicht, in seiner unendlichen Vollkommenheit, derselbe Grund für die Dauer dieser Thiere und die Fortsetzung ihres Wesens liegen, als für den Anfang ihres Daseyns? Genießen diese Thiere nicht in jedem folgenden Augenblicke das Glück, welches sie in dem vorhergehenden empfunden, oder solten vielleicht die Güter des folgenden Augenblicks weniger wichtig seyn, als die des vorhergehenden? Sollte das Daseyn vielleicht in seiner Fortsetzung weniger zu wünschen seyn, weil die Glückseligkeit durch ihre Dauer ihre Natur verlöre? Ja, wurden die Thiere nicht, um glücklich zu werden, solten sie

sogar

sogar ihre Freuden bey dem fortgesetzten Daseyn verlieren, so wäre dieses Daseyn kein wünschenswürdiges Gut, es hätte keinen Werth. Dieses können wir aber nicht mit dem geringsten Funken von Wahrscheinlichkeit annehmen, wenn wir uns die Fortsetzung des Wesens und der Wirksamkeit der Thiere in einem veränderten Zustande gedenken. Solten sie fortfahren zu seyn, so müssen sie seyn um glücklich zu werden, ihr Zustand mus der Zustand einer immer wachsenden Glückseligkeit werden. Die Entwicklung der Fähigkeiten dieser Geister, die hier, von der Organisation eingeschränkt, blos angefangen, oder nur in einem geringeren Grad, in Verhältnis zu ihrem Wirkungskreise befördert wurde, wird wahrscheinlich in einem künftigen Zustande mehr und mehr vervollkommet werden. Allein jeder höhere Grad der Entwicklung eines Geistes und seiner Fähigkeiten, ist ja

zu=

zugleich Anleitung zu einer erhöheten Glückseligkeit.

Gar sehr würden wir wohl nicht irren, wenn wir die Vermuthung annähmen, daß jedes geistige Wesen in seiner Natur Anlage zu immer wachsender Vollkommenheit hat. Hat nun Gott aber diesen Thieren Geister gegeben, hat er es ihnen dadurch zugleich möglich gemacht, von einem Grade der Vollkommenheit zum andern zu steigen, so hat er in der Natur und dem Wesen dieser Geister der Entwicklung ihrer Fähigkeiten keine innerlichen Gränzen gesetzt; also auch keine Gränzen der Glückseligkeit, zu welcher sie steigen können. Denn ein Geist, dessen Entwicklung und Glück blos zu einem gewissen bestimten Grade steigen könte, würde in seinem höchsten, ohne möglichen Zuwachs, bestimten Glück, sein gröstes Elend finden; weil dies einförmige Langeweile und Widerwillen erzeugt, und die

fort=

fortgesetzte Wirksamkeit und die dadurch fortgesetzte Entwicklung zu Vollkommenheit, gerade das wahre Leben und die Glückseligkeit eines Geistes ist.

Und nun fragen wir wiederum: kann es mit der Güte des Unendlichen bestehen, Wesen mit der Anlage ein immer wachsendes Glück zu genießen, hervorgebracht zu haben, und darauf sie zu zernichten, wenn dieser Genus kaum angefangen war; oder bietet uns die Vernunft nicht vielmehr diesen Schlus dar: Derjenige Gott, der alles zur Glückseligkeit hervorgebracht hat, der in allem die gröste Vollkommenheit will, der wird auch diesen seinen Thieren alles Glück schenken, das sie genießen können, der wird ihnen geben, daß sie, in einem andern und bessern Zustande nach diesem Leben, Daseyn haben.

Diese Betrachtung wird uns ferner so viel klärer und überzeugender werden, wenn

wir betrachten, wie der Zustand so vieler Thiere hier in der Zeit ein wahrer Zustand der Drangsale ist! wie schwer ihre Leiden sind, durch die Verbindung in welcher sie mit den Menschen stehen; wie das Leben vieler Individe beynahe eine beständige Plage ist; und solte denn die unendliche Liebe nicht, in einem bessern Zustande, diesen Thieren dasjenige schenken wollen, wozu sie sie erschaffen hat, und wessen sie durch die Unart des Menschen, hier in der Zeit beraubt wurden? Last uns blos das Pferd betrachten, dieses edle, dieses dem Menschen so nützliche Thier; wie hart ist nicht überhaupt sein Schicksal, und kann man nicht mit Recht sagen, daß derjenige Augenblick, in welchem es umfällt, der glücklichste seines ganzen Daseyns ist? Giebt es nicht Thierarten, die Vorurtheile, Gewohnheiten, Launen, Leidenschaften gleichsam zum Opfer der menschlichen Unart bestimt haben? Und solten denn diese Thiere blos um zu

 leiden,

leiden, oder vor andern zum Leiden auserkohren seyn; also, obgleich in einem gewissen Grade glücklich durchs Daseyn, doch zu einem kleineren Glücke bestimt seyn, als zu genießen ihre Fähigkeiten und Entwickelung ihnen Anlas gaben. Nein, unser Gott ist Vater, er ist kein Tyran. Er ist kein partheiischer Vater, der das eine Kind mit Hindansetzung des andern liebt; er ist eben so gerecht, als er weise und gnädig ist; nicht allein die gegenwärtigen, sondern auch die künftigen Augenblicke, stehen in seiner Gewalt. Giebt aber nun selbst die bloße Vernunft dem Menschen Hofnung, dort dasjenige Glück zu genießen, was er hier entbehrte; o, so erfreue dich denn auch, gutherziger Bruder, der du über die itzigen Leiden deiner Mitgeschöpfe gerührt wirst, bey dem Gedanken, daß diese Leiden doch ein Ende haben; und der Vater und Herr der Natur, der alles, was lebt, mit Segen sättigt, auch einen bessern Zustand hat, den

er geben kann, den seine Liebe gewis seinen leidenden Geschöpfen geben will, wenn die Absicht ihres Daseyns hier auf Erden erfüllt ist.

Und solte wohl diese Wahrheit; — denn, für Wahrheit können wir wohl zur Verherlichung unsers Gottes annehmen, daß das Daseyn der Thiere nicht bloß auf dies gegenwärtige Leben eingeschränkt ist; — ohne Beystimmung der heiligen Schrift seyn? Solte die aufmerksame Betrachtung der Natur uns nicht in dieser frohen Vermuthung bestärken? Sehr verschieden sind die Erklärungen die man sich über die Worte Pauli, Röm. 8, v. 18-24. gemacht hat; man würde sich aber bey Untersuchung des Sinnes dieser Stelle nicht so gequält haben, wenn man sich nicht mit diesem Vorurtheil an die Erklärung gemacht, daß sie eher von allem andern zu verstehen sey, als von den andern lebendigen und empfindenden Wesen die Gott hier auf die Erde setzte.

Man mag den Ausdruck, der in der Grundsprache vorkömt, entweder durch die Kreatur, oder die ganze Schöpfung übersetzen, und unter Schöpfung alles verstehen, was außer den Anbetern Jesu hier auf Erden lebt, so werden doch die außer dem Menschən hier auf dem Erdball seyenden lebendigen Wesen unter dieser seufzenden Schöpfung begriffen; ihnen wird also auch Hofnung gegeben, zu einer bestimten Zeit von der Knechtschaft befreiet zu werden, unter welcher sie seufzen. Außer diesen beiden Erklärungen komt mir jede andere hart und unnatürlich vor; selbst aber von diesen wird diejenige, in meinen Gedanken, die wenigste Schwierigkeit haben, und sich am nächsten zum Zusammenhang und Text schicken, worin man annimt, daß es eigentlich die sogenannten unvernünftigen Geschöpfe oder Thiere sind, denen der Apostel hier Seufzen und Erwartung mit dem Menschen zuschreibt. So glaube ich, würde

eine

eine umschreibende Erklärung dieser Stelle seyn müssen:

Die Leiden der gegenwärtigen Zeit sind auf keine Weise mit dem überschwänglichen Glücke zu vergleichen, das unser in jener andern Welt wartet. Nach dieser Zeit wird alles in einem bessern, und über alle Unbequemlichkeiten der Zeit, erhöheten Zustand gesetzt werden. Sogar den unvernünftigen Thieren steht diese glückliche Veränderung bevor, und sie scheinen schon itzt sehnsuchtsvoll den Zeitpunct zu erwarten, da sie in ein besseres Leben versetzt werden sollen, ein Leben, in welchem die Glaubenden erst das volle Glück, Gottes Kinder zu seyn, genießen sollen.

Denn die Thiere sind nicht durch eigene Wahl, sondern durch den Willen und die Einrichtung des Schöpfers in

ihren gegenwärtigen kummervollen Zustand gesetzt. Doch nicht, daß sie beständig darinn bleiben solten, sondern für sie ist die Hofnung, daß sie von der Knechtschaft befreiet werden, unter welcher sie in diesem vergänglichen Leben seufzen, und in einen wahren Zustand der Freiheit gesetzt werden, der für sie und nach ihren Fähigkeiten und ihrer Entwicklung, Aehnlichkeit mit dem hohen Glücke haben wird, welches in dem künftigen Leben das Los der wahren Kinder Gottes werden soll.

Denn das weis ein jeder, daß alle lebendigen Geschöpfe sich bisher in Drangsal und Schmerz befinden; und nach Befreiung von selbigen seufzen. Sogar wir, die vor so vielen andern die höhere Erleuchtung des Christenthums haben, seufzen in der Stille

und sehnen uns von unsern Körpern befreiet zu werden, wodurch wir denn erst vollkommen an dem hohen Glück, Gottes Kinder zu seyn, theilnehmend werden.

Welche fröliche Hofnung aber, zeigt uns nicht selbst unsere göttliche Offenbarung hier, von dem zukünftigen glücklichern Zustande des Thieres? und warum sollten wir denn unserm Verstande Gewalt anthun, um eine Wahrheit der Schrift wegzuerklären, die der Weisheit und Liebe Gottes so würdig, so übereinstimmend mit der vorurtheilfreien Vernunft, so erfreuend für das wohlwollende Herz ist?

Ja solten wir nicht durch die aufmerksame Betrachtung der Natur vielleicht irgend eine Anleitung finden, die Wahrscheinlichkeit dieser Muthmaßung der Vernunft noch mehr zu bestärken, daß das Daseyn der

Thiere nicht mit der Veränderung ihres gegenwärtigen Zustandes aufhöre. Derselbe Apostel, der in dem vorhergehenden uns von den frohen Aussichten des Thieres, unterrichtet hat, giebt uns 1 Corinth. 15. Anleitung auf die Erneuerung des menschlichen Körpers zu schließen, auf dem Fortgange zur Veredlung gegründet, in anscheinendem Untergange, so wir in der leblosen Natur sehen: Die Aehre die den Fleis und die Hofnung des Landmanns krönt, ist nicht das Saatkorn, welches in die Erde gelegt wurde; die ersten Bestandtheile zu dieser Aehre, lagen gleichwohl in diesem Saatkorn, welches hingelegt wurde; darin lag Urstof zu diesem schönen Körper eingehüllt; durch die Fäulnis wurde es entwickelt zu einer solchen Zierde des Ackers und zur Lust des Menschen. Und solchergestalt ist auch in dem gegenwärtigen Körper des Menschen der Urstof, aus welchem dort der verherlichte Körper, durch den Befehl der Allmacht

ent=

entwickelt werden soll. Wie einleuchtend aber ist diese Lehre nicht für die forschende Vernunft?

Ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, nach allem was wir anologisch richtig von dem Menschen schließen können, daß kein endlicher Geist seyn, und wirksam in Verbindung mit andern endlichen Wesen stehen kann, ohne mit irgend einem materiellem Vehikel vereinigt zu seyn, durch welches er in Verbindung mit andern endlichen Wesen gesetzt werden kann, *) so mus auch der Mensch, weil sein Daseyn nach dem Tode fortgesetzt werden soll, dies Daseyn in Verbindung mit einem Körper haben. Und solchergestalt steht denn die Vernunft in der genauesten Uebereinstimmung mit der heili-

*) Hierüber kann man nachschlagen meine Anledning til den naturlige Religion. Drontheim, 8. 1785. S. 30. 31.

gen Schrift, wo diese uns die zukünftige Erneuerung und Auferstehung lehrt.

Auf selbige Weise aber schließen wir mit allem vernünftigen Grunde auf die Erneuerung der thierischen Körper. Haben die Thiere Geister, und die haben sie; sollen diese Geister nach dem Tode fortwähren und Glückseligkeit genießen, und dieses können wir mit der wahrscheinlichsten Gewisheit vermuthen; so mus auch ihr gegenwärtiger Körper, gewissermassen, den Urstof enthalten, woraus einmal der künftige soll entwickelt werden; und einige Erfahrung scheint diese Schlüsse zu bestätigen. Dasjenige Insekt, das aus dem Seidenwurm, der da starb, auflebte, ist nicht dieser Wurm; er entstand aber doch aus dem verwandelten Körper dieses Wurms. Der Käfer war Wurm, das Ephemeron war Wurm; in den Körpern des Wurms war Urstof zu der darauf folgenden Verwandlung vorhanden;

der

der Wirkungskreis des Insekts ist aber anders und grösser als derjenige des Wurms; Verwandlung von Wurm zu Insekt ist Veredlung; ist sie denn aber nicht Fortsetzung von dem vorhergehenden Zustande dieses Wesens; Fortsetznng in Vereinigung mit dem Körper; veredelter Körper, entwickelt aus dem geringeren.

Hier steht unsere Erfahrnng still; weiter haben wir bis hiezu der Natur in ihrer Wirksamkeit zur Veredlung der Thiere nicht folgen können; und vielleicht wird der Mensch nie in diesem Leben sie in ihrem weiteren Fortgange überraschen. Diese Erfahrung aber sey so geringe wie sie wolle, sie vereinigt sich doch mit den andern angeführten Gründen, jene Wahrheit zu bestätigen: Das Daseyn des Thiers hört nicht mit seinem Tode auf; ein verbesserter Zustand in einem veredelten Körper wartet seiner.

Der durch eine jede Verwandlung erweiterte Wirkungskreis, öfnet Gelegenheit zu größerer Entwicklung der Fähigkeiten; so ist die Hofnung und das Versprechen für den Menschen; und wer hat Vorstellungen davon, durch wie viele Veränderungen des Zustandes, der Mensch Ewigkeiten hindurch, nach dem gnädigen Willen des Schöpfers, zu immer wachsender Vollkommenheit schreiten soll. Durch Sprünge werden keine Würkungen der Natur hervorgebracht; der vorhergehende Zustand, enthält immer den Grund zu dem folgenden, und veranlast diesen; auch durch schrittweise erweiterte Wirksamkeit müssen denn die Geister der Thiere entwickelt werden.

Wie weit ihre Entwicklung in der gegenwärtigen Verbindung der Dinge geht und gehen soll: ob das Insekt von seinem Tode wiederum zu neuer und erweiterter Wirksamkeit auflebt; ob der Geist des Elephan-

phanten und des Tigers durch die periodischen Verwandlungen der Organisation zu dem Grade der Vollkommenheit, den sie haben, entwickelt ist; von allem diesem sollen wir vielleicht dort, zur Verherlichung unsers Schöpfers genauer unterrichtet werden. So viel ist von unserm eigenen Wesen für uns hier in Finsternis gehüllet: was Wunder denn, daß wir unter Vermuthungen und Möglichkeiten umher schwanken, wenn wir in Dingen forschen, die außer uns sind? Das wissen wir, daß Gott die Liebe ist; wir haben allen Grund zu glauben, daß er allen seinen lebendigen Wesen einen bessern Zustand schenken wird, als der ist worinn sie hier in der Zeit leben; auch das haben wir Recht zu vermuthen, daß diese seine Thiere von einem Grade der Vollkommenheit und Glückseligkeit zum andern zu steigen, bestimt sind.

Und nun, steh still, Vernunft! schweig und bete an, den Unendlichen, dessen wundervolle Weisheit so herlich aus allen seinen Werken hervorstralt.

Von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere.

Erstes Capittel.

Haben die Menschen Pflichten gegen die Thiere?

Fast keine Wahrheit ist gedacht oder dargestellt worden, der man nicht auf vielfältige Art widersprochen und sie verdreht hätte, so ist es auch mit dieser Wahrheit, daß wir Menschen Pflichten haben, die wir den Thieren schuldig sind. Man hat ganz richtig eingesehen, daß der Mensch nicht auf jede Weise gleich gut gegen diese Geschöpfe Gottes handelte, indem man aber zugestanden, es müste eine Ordnung und bestimte Regel für unser Verhalten geben, hat man zugleich gesucht alle Verbindlichkeit, die wir gegen diese Thiere haben möchten, zu einer blos mittelbaren Verbindlichkeit zu machen. Man hat behauptet, daß wir eigentlich keine Pflichten gegen die Thiere haben, sondern daß alle diese Regeln, durch welche unser Verhalten gegen sie bestimt

G werden

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

werden könte, sich zunächst und unmittelbar in unsern Pflichten gegen Gott, den Nächsten und uns selbst gründeten. Das Thier, solte in Rücksicht auf das Thier selbst, behandelt werden wie es uns gut dünkte, es hat keine Rechte gegen uns, wir keine unmittelbaren Pflichten gegen dasselbe. Und solchergestalt haben denkende Menschen, haben Philosophen in vollem Ernste gesprochen. An und vor sich läuft dieses wohl zum Theil auf einen bloßen Wortstreit hinaus; denn wenn doch eingestanden wird, daß wir kein Recht haben die Thiere willkührlich zu behandeln, so gesteht man zugleich, daß der Mensch Pflichten habe, die er in Hinsicht der Thiere beobachten mus. Gleichwohl ist es nicht so ganz gleichgültig, welchen Begrif wir uns von diesen Thieren, nnd ihrem Werthe machen. Glauben wir, daß ihre Behandlung in Rücksicht auf sie selbst gleichgültig ist, daß ihre Vollkommenheit und ihr Glück nicht durch unser Verhalten

halten

halten leidet, so bauen wir eine gar schlaffe und leichte Sittenlehre auf diesen Grund. Uud wir erlauben uns vielerley, halten viele Handlungen für gleichgültig, die bey weitem nicht gleichgültig seyn werden, wenn wir die Thiere, für dasjenige ansehen, was sie wirklich sind.

Die Thiere haben kein Recht gegen uns, wir keine Pflichten gegen sie, sagt man, weil derjenige, gegen welchen wir Pflichten haben, dieselben kennen, und wissen mus was wir ihm schuldig seyen. Von einem solchen Recht aber und solcher Verbindlichkeit, kann das Thier sich keinen Begrif machen. Solte dieser Schlus gelten, so hätten wir auch keine Pflichten gegen unsere neugebohrnen Kinder, keine Pflichten gegen diese Kinder in ihrer Kindheit; die Mutter hätte keine Pflichten gegen ihre ungeborne Frucht; wir würden sodann keine Pflichten gegen wahnsinnige und rasende

Menschen, keine Pflichten gegen diejenigen haben, die in heftigen Krankheiten phantasiren, solange sie in diesem Zustande sind. Alle diese kennen ja weder ihr Recht noch unsere Verbindlichkeit gegen sie; dies aber würde wohl niemand behaubten.

Recht bleibt immer Recht, und Pflicht immer Pflicht, sie mögen gekant werden oder nicht; und weil ein Wesen zu einer Zeit, seines Rechtes unwissend ist, weil es das Recht nicht erklären, nicht auf dessen Handhabung bestehen, sondern blos nur die Kränkung desselben in der Empfindung des Unrechts, oder der Mishandlung die es leidet, empfinden kann; daraus folgt ja nicht, daß dieses Wesen immer und ewig über dieses sein Recht unwissend bleiben soll. Der Mensch den ich betrüge, wird ja gleichwol von mir betrogen, ich kränke ja gleichwol sein Recht, er mag es begreifen oder nicht; und Unrecht that ich doch, obschon

schon der Beleidigte nie zu Nachdenken oder Kentnis davon kam.

Kann aber das Recht des Menschen gekränkt werden, und hat der Mensch dieses sein Recht, obschon er es nicht kennt; kann Unwissenheit, oder Mangel an Fähigkeit mein Recht zu kennen, niemals moralische Ursache werden, warum es aufgehoben werden sollte; so finden wir auch keine Beystimmung in der Natur der Dinge, wann wir schließen: die Thiere haben kein Recht gegen uns, weil sie dieses Recht nicht kennen.

Und wer kann mit bestimter Gewisheit behaupten, daß die Thiere gar keine Kentnis von ihrem Rechte gegen die Menschen haben? Ist denn alle Kentnis deutliche und symbolische Kentnis? Ist nicht die dunkle, die klare, die verwirte Vorstellung auch Kentnis? Ist nicht Empfindung, Kentnis? Gewis aber

emfindet das Thier, wenn wir es mishandeln, daß wir gegen den Trieb der Glückseligkeit, den der Schöpfer einem jeden lebendigen Wesen einpflanzte, handeln; gewis fühlt es, daß wir Unrecht thun, nur auf seine Weise aber fühlt es. Das Thier empfindet und stellt sich, wie es kann, den Streit des menschlichen Betragens gegen seine Wünsche vor; ist es aber nicht auf selbige Art, obgleich nicht in selbigem Grade, daß der Mensch selbst Recht und Unrecht empfindet; weil wir dieses nach der Uebereinstimmung und Unübereinstimmung bestimmen, die fremde Handlungen, in gegebenem Falle, mit unserer Selbstliebe und unserm gewünschten Zustande haben. Das Thier hat also sein Recht gegen den Menschen, ebensowohl wie der Mensch sein Recht gegen seinen Nebenmenschen und das Thier hat.

Allein, versetzt man wieder, soll das Thier Recht gegen uns, und wir Pflichten

gegen dasselbe haben, so mus es nicht Mittel in der Schöpfung Gottes seyn, höhere Absichten zu erreichen, sein Daseyn mus selbst Absicht seyn, und dieses will man denn nicht einräumen. Nie würde ich dieses sonderbaren Schlusses erwähnt haben, wenn nicht ein berühmter Gelehrter unsers Jahrhunderts, ihn in vollem Ernst gebraucht hätte, um zu beweisen, daß wir keine unmittelbaren Pflichten gegen die Thiere haben. Wir wollen hier davon nicht reden, daß die Folge keinen natürlichen und wahrscheinlichen Zusammenhang mit der angenommenen Voraussetzung hat, wenn es auch Wahrheit wäre, daß das Daseyn der Thiere nicht selbst Absicht sey; wir wollen uns nur erinnern, was wir vorhin erwiesen haben, daß das Daseyn der Thiere gerade in dem eigentlichsten und unmittelbarsten Verstande Hauptabsicht ist, daß ein jedes lebendiges Wesen am nächsten und unmittelbar um sein selbst willen da sey, und um durch das Da-

seyn glücklich zu seyn. Allein daraus folgt denn auch, daß wir das Glück des Thiers hindern, seinen Zustand verschlimmern, seine Vollkommenheit verringern können; denn eine jede schmerzliche Empfindung, die wir dem Thier verursachen, thut ja seiner Freude und seinem Glücke Abbruch, wirkt wider die unmittelbare Absicht, um welcher Willen es da ist.

Daß Gott durch das Daseyn der Thiere mehrere Absichten erreicht, daß die eine Thierart, in einem gewissen Verstande der andern wegen, des Menschen wegen sey; daß das Thier solchergestalt als Mittel zu höheren Absichten betrachtet werden kann, ist, wie wir auch vorhin bemerkt haben, ohne allen Zweifel gewis; sollte aber dieses nicht auch der Fall mit dem Menschen seyn? Niemand wird wohl leugnen, daß wir nicht zunächst und unmittelbar da sind, um durch nnser Daseyn Glück zu genießen; gehen

aber diese unsere Körper nicht, durch den Tod, in die andere Natur über, werden wir nicht die Speise der Würmer, die unsere irdischen Ueberbleibsel verzehren? Werden wir aber denn nicht dadurch Mittel zu der Unterhaltung dieser Thierarten. Der Mensch wird in seinem Tode dasselbe für gewisse Thierarten, wie andere Thierarten für den Menschen während seines Lebens sind. Die Sache, die von einem Gesichtspunct betrachtet, Absicht ist, kann unter andern Umständen, und in einer andern Verbindung Mittel seyn. Und was will es denn sagen, daß das Daseyn des Thieres von dem Schöpfer zu Erreichung mehrerer Absichten gebraucht wird.

Und was soll ich von dem Menschen sagen unter der ganzen Haushaltung Gottes mit demselben in der Zeit? Wird er nicht eben dadurch Mittel zur Verherlichung des Schöpfers? Mittel für seine höheren

Wesen seine unendlichen Vollkommenheiten zu bewundern; also Mittel und Anlas die Glückseligkeit dieser Wesen, durch ihre vermehrte und befestigte Liebe zu ihrem Gott zu vermehren und zu befestigen? Der endliche Schlus wird aber dieser: sowohl das Thier als der Mensch sind zunächst und unmittelbar da, um durch ihr Daseyn glücklich zu seyn; und einjeder, der vorsetzlich und ohne Nothwendigkeit und höhere Absichten die Glückseligkeit des Menschen oder des Thiers unterbricht, stört, vernichtet die Glückseligkeit des Menschen und des Thieres, kränket das Recht Glück zu genießen, welches Gott mit dem Daseyn jedem lebendigen Geschöpfe gab.

Durch Pflicht verstehen wir eine jede Handlung, wozu wir durch Gesetze verbunden sind; der Wille Gottes aber in Ansehung unsers Betragens ist uns in einem jeden Falle ein Gesetz. Will Gott nun, daß

daß jedes seiner lebendigen Wesen Glückseligkeit genießen soll, will er, daß diese Thiere, die er hier auf die Erde setzte, so glücklich seyn sollen, als sie nach ihren Fähigkeiten und ihrem Zustande werden können; so will er auch, daß wir Menschen nicht muthwillig ihr Glück stören, so will er auch, daß wir auf bestimte Art, nach der Natur und Verbindung der Dinge, mit ihnen umgehen; so will er, daß wir ihnen was Recht ist thun sollen, und den Grund zu diesem Rechte legte er in ihre Natur nieder, in ihre Anlage Glückseligkeit zu genießen, in ihren Trieb dieselbe zu genießen.

Enthalten denn aber die Natur und Bestimmung der Thiere, nach dem Willen und der Einrichtung des Schöpfers, hinlänglichen Grund, warum wir auf bestimte Weise uns gegen sie betragen sollen, so ist ja eben die Natur und Bestimmung des Thieres derjenige Grund, woraus wir die Gesetze

kennen

kennen und finden können, die Gott in ihrer Behandlung uns vorgeschrieben hat; also haben wir Pflichten gegen die Thiere. Das Thier hat also sein Recht eben sowohl als der Mensch, es ist uns also eben so unmittelbar Pflicht dem Thiere Recht wiederfahren zu lassen, als dies Pflicht gegen den Menschen ist.

Zweytes Capittel.

Von den absoluten und allgemeinen Pflichten der Menschen gegen die Thiere.

Je nachdem die Thiere entweder in ihrem ursprünglichen Natur-Zustande sind oder zu seyn angesehen werden können, oder in Verbindung mit dem Menschen und abhängig von diesem, darnach können wir die Pflichten der Menschen gegen die Thiere in die allgemeinen, die wir Menschen jedem lebendigen Geschöpfe in jedem seiner Zustände schuldig sind, und in die besondern Pflichten eintheilen, die ihren Grund in den verschiedenen Verhältnissen des Thiers zu dem Menschen, und seinen verschiedenen Verbindungen mit demselben haben.

Es giebt allgemeine Pflichten, die wir gegen die Thiere in jedem ihrer Zustände beo-

beobachten müssen, und diese werden wir vielleicht leichter übersehen, wenn wir nachdenken, was wir wohl diesen Thieren schuldig sind, in Hinsicht ihres Leben und desselben Dauer, in Hinsicht ihrer Körper und Gliedmaßen, in Hinsicht ihrer Seele und deren angenehmen und unangenehmen Empfindungen.

Wir Menschen haben kein Recht, muthwillig und ohne bestimte vernünftige Absicht, ein lebendiges Geschöpf in seiner Entwicklung zum Leben zu stören.

Hat Gott durch die Einrichtung der Natur diesen Wesen gegeben, daß sie seyn und Glück genießen können, indem sie am Leben theilnehmend werden; so hat er auch, mit demjenigen Rechte das er ihnen zum Genus des Glückes gab, ihnen ein Recht auf das Leben gegeben; ist denn aber nicht eine jede Handlung, wodurch wir muthwil-

lig und ohne vernünftige Absicht sie hindern am Leben Theil zu nehmen, eine Kränkung ihres Rechts auf Glück und Leben?

Es mus aber wohl bemerkt werden, daß ich sage: wir müssen nicht muthwillig und ohne vernünftige Absicht die Entwickelung dieser Wesen zum Leben stören. Wir Menschen haben Recht, und es ist uns Pflicht, uns selbst, unsere Körper in Gesundheit und Ordnung zu erhalten, und Schaden und Verderben von uns abzuwehren; wir haben also auch Recht uns der Mittel zu diesen Absichten zu bedienen, ohne welche sie nicht erreicht werden können. Oft würde es geschehen, daß gewisse Thierarten unüberwindlich vielfältig und für uns verderblich werden würden, wenn wir nicht ihrem Daseyn zuvorkommen, und ihre Anzahl durch die Zugrunderichtung ihrer Brut einschränkten. Und hier gebietet uns der Trieb der Selbsterhaltung, der Gefahr vor-

zu-

zubauen. So handeln die Bewohner Afrikas nicht unrecht, wenn sie im Sande die Eyer des Krokodils aufsuchen und verderben, und die Affen vereinigen sich durch einen merkwürdigen Trieb mit dem Menschen, um diese gefährliche Brut zu zerstören. Gefährlich und unangenehm würde es für den Menschen werden, wenn die Erde von Schlangen, Nattern und dergleichen giftigem Ungezifer wimmeln sollte; wenn wir daher ihren Laich verderben und ihre Vermehrung hindern, so folgen wir der Anweisung der Natur, die uns befahl für nnser eigenes Wohl zu sorgen; und diese Thierarten sind ohnedem fruchtbar genug, daß wir nicht zu befürchten haben, sie würden durch dergleichen Bestrebungen ausgerottet werden. *) So ist es mit den Insekten,

*) Daß die giftigen Thierarten, durch das Austrocknen der Sümpfe und feuchten Oerter, durch das Aushauen der Wälder, und

ten, deren Vermehrung so vielfältig ist, und deren Daseyn, durch ihre Menge, Unbequemlichkeiten für den Menschen hat. Kein vernünftiger kann behaupten, daß wir durch schweinische und unreinliche Lebensart, unsere Körper zu Wohnungen und Zeugungsörter für Gewürm und Ungezifer machen solten; und, wenn wir, durch Sorgfalt für die Gesundheit und Reinlichkeit unserer Körper, das Daseyn dieser Thierarten verhindern, gehorchen wir blos der Stimme der Natur, die uns anbefahl Sorge zu tragen, daß eine gesunde Seele in einem gesunden Körper wohnen möge.

und überhaupt durch den Bau und die Kultur der Länder, an einzelen Orten fast ganz ausgerottet werden, ist eine natürliche Folge des gesunderen Bodens und einer gesunderen Gegend, und lehrt uns also, daß diese Thiere itzt nicht mehr an diesen Orten nöthig seyen.

Der Mensch kann also, zu eigenem Schutze und eigener Erhaltung, mit Recht der Vermehrung einiger, in gewissem Verstande schädlicher Thierarten, vorbeugen; allein muthwillig und absichtslos müssen seine Bestrebungen nicht seyn. Und doch verderbt der Mensch zu oft das Geschöpf Gottes, ohne alle vernünftige Absicht, sogar ohne sich nur eine nützliche Folge dieser Zerstörung gedacht zu haben. Was ist es nicht eine abscheuliche Bosheit, die wir unserer Jugend so oft erlauben, sie oft lehren, da sie sich eine Freude machen, die Eyer und Nester unschädlicher und bekanter nützlicher Vögelarten, zu zerstören. Ja, brauchten wir diese Eyer zum Essen; und dies ist dennoch meistens unnöthige eingebildete Leckerhaftigkeit; und wie oft überwiegt nicht der Nutzen, welchen das im Eye eingehüllte Thier uns durch sein Daseyn verschaft haben würde, unendlich viel, die Lust eines Augenblicks, welche diese Speise unserm Gaumen

ver-

verschaffen kann? Indessen hätte doch die Zerstörung einige Absicht; wie oft aber ist es nicht Unart, Lust zu schaden, wahre Bosheit, wovon der Mensch in solchen Unternehmungen getrieben wird. Wir verderben blos um zu verderben. Ist dieses aber nicht Frevel gegen den Gott, dessen Geschöpf wir höhnen, ist es nicht Kränkung des Rechts desjenigen Wesens, dem der Höchste Zutritt zum Leben gab; und das wir eigenmächtig hindern, des Lebens und der Güter des Lebens zu genießen.

Wir Menschen haben kein Recht, muthwillig und ohne bestimte vernünftige Absicht, irgend ein lebendiges Geschöpf des Lebens zu berauben.

Wenn der Mensch sich uneingeschränkt der hinreißenden Jagdlust ergiebt, und sich dadurch gewöhnt gleichgültig und fühllos gegen Mord und Blut zu seyn; und wir

also morden blos um zu morden, tödten weil es uns Lust ist, ohne Absicht auf den Nutzen des Getödteten; wenn wir, blos um unsere blutgierige Neigung zu erfüllen, Thierarten fällen, deren Fleisch wir nicht essen, und deren Leben für uns unschädlich, nützlich aber in der algemeinen Kette der Dinge ist; kränken wir denn nicht dasjenige Recht auf Leben und Glück, das Gott diesen Thieren gab? Ein Recht, das, unter den angeführten Voraussetzungen auf keine Weise mit dem Rechte der Menschen zu Glück und Erhaltung in Streit ist.

Eine jede Handlung, die ein denkendes Wesen vornimt, mus Absicht, vernünftige Absicht haben, und wie können wir uns denn einbilden, daß es Recht seyn sollte ohne allen vernünftigen Grund das Leben der Thiere zu zerstören und zu verkürzen? Kann es einem vernünftigen Wesen anstehen, Böses zu thun, blos um den leeren Raum

eini=

einiger müssigen Stunden auszufüllen, Böses zu thun, blos um es zu thun? Jeder Bruch aber, den wir in der Glückseligkeit irgend eines lebendigen Wesens machen, ist ein Uebel, welches wir hervorbringen; weil Hemmung der Wirksamkeit, und der Entwicklung der Fähigkeiten allzeit ein Uebel für ein lebendiges Wesen ist; und nichts als Noth, Absicht, unsere eigene Erhaltung, vermehrte wahre Glückseligkeit für uns selbst, das Uebel das wir durch Zerstörung des Lebens der Thiere hervorbringen, entschuldigen und rechtfertigen kan.

Die Fliege und der Wurm empfinden ebensowohl die Freuden des Lebens als der Elephant und der Mensch; sowohl jene als diese kämpfen gegen Tod und Zerstörung; nur der Tyran, nur ein maurischer Ismail, bringt Menschen um aus Lust; *) die Natur

*) Justitzrath Höst in seinen Nachrichten von Marokko erzählt S. 45. 46. von diesem außer-

zittert aber vor dergleichen Ungeheuern. Und sollten wir nun nicht, beym vernünftigen Nachdenken von der Natur und dem Werth der Thiere, mit eben so viel Abscheu und Verachtung einen jeden betrachten, der sich Lust und Zeitvertreib daraus macht, das Leben der Thiere zu zerstören, ohne dabey einige vernünftige Absicht zu haben, ohne einiges würkliches Gut; einiges Gut, größer als das Leben dieses Thiers ist, durch diese

außerordentlichen Tyrannen, daß es eine seiner gewöhnlichen Vergnügungen war, dem Sclaven der den Steigbügel hielt, den Kopf abzuhauen, indem er sich aufs Pferd schwang. In einer Zeit von 18 Jahren soll er nicht weniger als 40, 000 Menschen ermordet haben. Jeder von uns empfindet die gränzenlose Bosheit dieses Unthiers; allein, solten nicht viele Menschen sich ähnlicher Tyranney gegen die Thiere schuldig gemacht haben, ohne daß sie entweder selber oder die Menge ihrer Nebenmenschen etwas dabey gedacht oder empfunden haben.

diese Zerstörung zu erreichen. Was ein solcher Mördergeist gegen das Thier ausführte, das würde er auch gegen Menschen versuchen, wenn man da seiner Lust und Neigung gleich ungestraft folgen könte.

Indem wir aber behaupten, daß kein lebendiges Wesen ohne vernünftige Absicht und bestimten Nutzen, von dem Menschen zerstört werden darf, so erhellet zugleich, daß der Mensch Recht hat, diese Thiere zu tödten und auszurotten, in den Fällen, wo der Tod dieses Thieres zur Erhaltung und zum würklichem Wohl des Menschen dient.

Da die Natur die Menschen so gebildet hat, daß sowohl Thier- als Pflanzen-Reich zu seiner Nahrung dienen kann; da wir, zufolge der Einrichtung unsers Magens, Fleisch verdauen können, so ist es ja ein Wink der Natur, daß die Thiere zu un-

unserer Speise bestimt sind. Wie das eine Thier das andere verzehrt, das eine durch List oder Stärke das andere übergeht, so werden alle Thierarten durch die höheren Fähigkeiten die wir haben, ein Raub des Menschen. Wenn der Löwe und Tiger auf gewisse Länder eingeschränkt sind, wenn der Hay seinen Raub in dem Elemente worin die Natur ihn setzte, suchen mus, so kann der Mensch seine Beute in einem jeden Theile der Welt, aus allen Elementen in der ganzen Natur suchen. Der Mensch ist besonders, durch die Einrichtung der Natur, ein fleischfressendes Thier, also berechtigt, durch das Tödten der Thiere, seinen Unterhalt zu suchen.

Hier mus aber wiederum bemerkt werden: Eins ist es die Forderung der Natur zur Nothdurft durch thierische Speise erfüllen, ein Anderes, solche zum Vergeuden, Schlemmen und zur Ueppigkeit zu gebrauchen.

chen. Wenn jenes recht und erlaubt ist, so ist dieses Streit gegen die Natur, Kränkung des Rechts jedes Geschöpfes, das ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht des Lebens beraubt wurde. Hierbey ist es besonders bemerkungswürdig, daß der Mensch, durch bloße thierische Speise, bey weitem nicht aufs Beste für die Ordnung und Gesundheit des Körpers sorgt; da auch das Pflanzenreich von der Natur zur Nahrung der Menschen bestimt ist, und der Gebrauch davon so viele wohlthätige Folgen für den menschlichen Körper hat.

Auch das ist Wahrheit, daß gewisse Thierarten, die in häuslicher Verbindung mit dem Menschen stehen, eine unleidliche Last in dem gesellschaftlichen Leben werden würden, wenn alle die Jungen dieser Thiere ungestört heran wüchsen und am Leben blieben. *) In dem natürlichen Zustande, wo

 die

*) Höst erzählt, daß die Mauren nie einen Hund,

die Thiere wild unter einander laufen, hat die Natur selbst Sorge getragen, daß ein nöthiges Gleichgewicht unter den Arten erhalten, und das eine Thier ein Raub des andern wird. In der häuslichen Verbindung mit dem Menschen, der in Familien und Staten lebt, ist das schwächere Thier überhaupt wider die Gewalt des stärkeren geschützt; Die Sorgfalt der Natur für die Einschränkung gewisser Thierarten ist also auf eine gewisse Art, in diesem Zusammenhange, den Menschen überlassen; und man könte wohl sagen, wir thun sogar dem Thiere eine Wohlthat, wenn wir es durch einen frühen und geschwinden Tod von einem kummervollen Leben erretten, das ärger als

der

Hund, oder seine Jungen umbringen, und daher ist bey ihnen auch eine unerträgliche Menge dieser Thiere, die nicht allein selbst viel vom Hunger und anderm Elende leiden, sondern auch zu großer Unbequemlichkeit für die Menschen sind.

der Tod werden würde. Daß wir in solchem Falle diesen Wesen das Leben rauben, wenn sie zu genießen es eben angefangen haben, darüber können wir uns allzeit durch den Gedanken von der Nothwendigkeit, die es uns anbefiehlt, beruhigen; und die Sorge für die weitere Entwicklung dieser Wesen, wollen wir auf den Herrn der Natur werfen, der von Ewigkeit her das Loos dieser Wesen in einem jeden Zeitpuncte ihres Daseyns gesehen, und ihr Schicksal in den allgemeinen Plan der Dinge verwebt hat.

Wir Menschen haben kein Recht, muthwillig und ohne bestimte vernünftige Absicht, den Körper oder die Gliedmaßen eines Thiers zu beschädigen.

Nichts in der Natur ist überflüssig, ein jedes Ding hat seinen bestimten Nutzen, ein jeder Theil des Dinges seine bestimte Absicht und seinen bestimten Zusammenhang

mit dem Ganzen. So ist es insonderheit mit dem thierischen Körper; es ist kein Theil an diesem, der nicht die Erhaltnng des ganzen Körpers und dessen Fähigkeit die Absichten der Natur zu erfüllen, zu fördern beiträgt. Aber auch das ist Wahrheit, daß kein Theil dieses schönen Ganzen zerstört werden oder leiden kann, ohne daß die Würkungen davon sich auf die ganze Einrichtung der Maschine ausbreiteten, und ihre Vollkommenheit störten. Hat nun der Höchste gewollt, daß ein jedes Ding seine bestimte Absicht erreichen solte, und das wolte er, weil er den Dingen, den thierischen Körpern insonderheit, diese Einrichtung, diese Theile, dieses gegenseitige Verhältnis der Theile, die sie haben, gab, so streitet ja eine jede Zerstörung, die wir muthwillig an den Körpern eines Thieres vornehmen, ein jeder Schade, den wir ohne Zweck den Gliedern eines Thieres zufügen, offenbar gegen den weisen Willen und die weise Einrichtung

Schöpfers; so versündigen wir uns ja gröblich, wenn wir, ohne ein würkliches und größeres Gute zu erreichen, die Vollkommenheit die Gott seinen Geschöpfen gab, verringern.

Wie aber der Mensch, der muthwillig die Vollkommenheit eines lebendigen Geschöpfes vermindert, gegen den Herrn der Natur sündiget, so kränken wir auch, in dem eigentlichsten Verstande, das Recht des Thiers, durch die absichtlosen Zerstörungen, die wir in den Körpern und Gliedmaßen der Thiere anrichten. Dann erst kann ein, mit organischem Körper vereinigtes, lebendiges Wesen physisch glücklich geschätzt werden, wenn ein jeder Theil der Organisation seine bestimte Absicht erfüllet. Jede Abweichung von der festgesetzten Ordnung der Natur, jede Zerstörung oder Unordnung in einem Organe ist mit unangenehmen Empfindungen für das Thier verbun-

bunden. Ueberhaupt ist eine jede Einschränkung oder Stockung der Wirksamkeit mit Unannehmlichkeit für ein geistiges Wesen vereinigt; allein auf eine jede Zerstörung in dem thierischen Körper oder seinen Gliedern, folgen ja Einschränkung und Stockung der Wirksamkeit, wozu das Thier vermittelst dieses Gliedes bestimt war, also auch Einschränkung der Freude, die das Thier, vermittelst dieses Gliedes genießen solte. Ist es denn aber nicht die bestimteste Kränkung des Rechts dieses Thieres, wenn wir muthwillig und ohne vernünftige Absicht die Freuden, wozu Gott sie durch die Einrichtung ihrer Körper bestimte, vermindern, unterbrechen und zerstören.

Wenn wir die Körper der Thiere und ihre Glieder zerstören, so zerstören wir die Vollkommenheit und Glückseligkeit der Thiere, rauben ihnen Güter, die der Schöpfer durch di: Einrichtung der Natur, ihnen zu genie=

genießen Recht gab, rauben ihnen was ihnen gehört, thun Unrecht. Und nun, Mensch! wenn du den Fliegen, Maykäfern und andern Insekten Beine und Flügel abreißest, wenn du die Katze und den Hund lähmest, wenn du die Glieder des Thiers beschädigst, blos weil Einfälle oder Leidenschaft dich treiben, was thust du denn? Du beleidigst das Thier, indem du sein Recht kränkst, du sündigst gegen den Schöpfer und Herrn des Thieres; und thöricht bist du, wenn du dich einbildest, ungestraft sündigen zu können.

Indem wir aber erkennen, daß ein jeder Schaden, den wir muthwillig und absichtlos den Körpern und Gliedern der Thiere zufügen, gesetzwidrig und sündlich ist, werden wir auch uns genöthiget finden, folgenden unmittelbaren Schlus dieser Wahrheit einzuräumen:

Der Mensch thut Unrecht, wenn er ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht dem Thiere körperlichen Schmerzen ver-

verursacht; weil körperlicher Schmerz immer eine unmittelbare Folge der Mishandlungen ist, die wir dem Körper und den Gliedern des Thiers zufügen.

Hiervon werden wir noch mehr überzeugt werden, wenn wir uns erinnern, daß die Thiere dieselben Sinneswerkzeuge haben, und vermittelst des Körpers auf dieselbe Art empfinden als wir Menschen. Auch für die Thiere sind die Nerven der Anlas zu Empfindungen; eine jede Zerstörung, die wir in den Gliedern der Körper anrichten, greift auch seine Nerven an, und verursacht größere oder kleinere Schmerzen in Verhältnis zu der Feinheit der Sinneswerkzeuge, oder je nachdem die Bewegungen, die wir hervorbringen, gewaltsam sind. Ist nun aber eine jede absichtlose und muthwillige Mishandlung des Körpers des Thieres gesetzwidrig und sündlich, so ist auch ein jeder körperlicher Schmerz, den wir auf solche

Art dem Thiere verursachen, gewaltsame Kränkung des Rechts des Thieres; da das eine, eine nothwendige Folge, aus dem andern ist.

Und doch ist nichts allgemeiner, als daß der Mensch gedankenlos sich erlaubt, das Thier auf eine jede Weise zu mishandeln; Lust und Wohlgefallen findet, ihm Leiden und Schmerz zu verursachen, gerade als wäre das Thier ohne alle Empfindung; oder seine Empfindung von einer ganz andern Art, als was wir durch Erfahrung, Empfindung zu seyn wissen.

Welches schreckliche Register der Mishandlungen aber könte hier nicht angeführt werden, wenn wir dem Menschen durch die verschiedenen Stände und Alter folgen, und die ungeheure Summe körperlicher Schmerzen überdenken wollen, unter welchen die die Thiere seufzen; Schmerzen, die so all-

gemein, ohne alles Bedenken, hervorgebracht und vermehrt werden. Wenn der sich windende Wurm von dem hartherzigen Fischer zum Köder auf den Angel gesteckt wird, wenn die Fliege und der Maykäfer von Nadeln durchbohrt werden, und ihr Flattern und Aengstigen ein angenehmer Laut für den fühllosen Menschen ist, wenn die wärmenden Federn aus der Brust des lebendigen Vogels gerupft werden; wenn wir das Thier, das wir verwundet haben, sich durch langsame Schmerzen zu Tode martern lassen, kurz wenn unsere gedankenlose Thorheit, unsere Launen und Leidenschaften uns die Körper der Thiere zu mishandeln verleiten; o gröblich kränken wir denn das Recht des Thiers, das vom Herrn der Natur zur Glückseligkeit bestimt, nie bey den Mishandlungen des Körpers glücklich seyn kann.

Ungerecht, sündlich sind die Mishandlungen der Körper der Thiere, durch welche

wir ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht, ihnen Schmerzen verursachen; die Thiere sind aber nicht bloße Körper; auch sind nicht alle die Leiden die wir ihnen verursachen können, blos körperliche Leiden: sie sind Wesen, aus Körper und Geist zusammengesetzt, und wir thun Unrecht wenn wir ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht, den Thieren Kummer und Angst verursachen.

Die gewaltsame Behandlung des Körpers verursacht immer unangenehme Empfindungen in der Seele; die Seele hat aber ihre besondere Lust und Unlust, die, ohne unmittelbar aus den Veränderungen des Körpers hervorgebracht zu seyn, ihren Grund in der besondern Wirksamkeit der Seelenfähigkeiten haben. So ist es mit dem Menschen, so ist auch der Fall mit den Thieren; nur in den Graden der Entwicklung und Wirksamkeit dieser Fähigkeiten haben wir

Grund, einen Unterschied zwischen Mensch und Thier anzunehmen; wie die Entwicklung und Wirksamkeit bey den verschiedenen Thierarten wiederum verschieden sind. Der Mensch kann, wenn er sich eine Folge mehrerer Zwischenursachen und Wirkungen gedenkt, durch die unangenehmen Möglichkeiten die er entdecken kann, sich Unlust bilden. Das Thier bleibt, so viel wir schließen können, bey dem Gegenwärtigen stehn, und bey den unmittelbaren Folgen des Gegenwärtigen; die Erinnerung des Vergangenen kann denn auch das ihrige dazu thun, diese Empfindungen zu stärken; hierin kann das Thier aber auf seine Weise, eben so viele Anleitung zu Kummer und Aengstigung finden, als der Mensch auf die seinige. Wer kennt nicht den unwiderstehlichen Trieb der Liebe zu seiner Brut, die der Herr der Natur in die Geschöpfe legte? Ein Trieb, der zu seiner Zeit sogar den mächtigen Trieb der Selbsterhaltung und die mit selbiger,

bey

bey den schwächeren und wilden Thierarten, verbundene Furcht vor dem Menschen, dämpft. Gesetzt auch dieser Trieb habe seinen ursprünglichen Grund in der Einrichtung des Körpers, wie zu vermuthen ist, so bringt er doch immer bey dem Thiere frohe oder unangenehme Empfindungen hervor, die zunächst nnd unmittelbar der Seele geh ren, und von den, im eigentlichsten Verstande, körperlichen Schmerzen und Freuden unterschieden sind.

Allein wie allgemein übersehen wir Menschen nicht diese Quelle der Lust und Unlust der Thiere, und behandeln sie als Maschinen, die, wenn wir nur nicht unmittelbar ihre Körper angreifen, nicht in ihrem Gange gestört werden können. Wie fühllos sind wir nicht, wenn wir der zärtlichen Mutter, Eyer und Jungen rauben, und ihre ächzenden Töne, ihr wildes Geschrei erweckt nicht den Gedanken in unsere

Seele: es ist eine Mutter, die wegen ihrer Brut wehklagt! Wer denkt daran dem zum Tode bestimten Thiere die ängstlichen Empfindungen zu ersparen, die die Natur ihm aufdringt, wenn es seine eigene Art bluten und sterben sieht? Machen wir uns einiges Bedenken, die Thiere zu trennen, die parweis in genauer Verbindung mit einander leben? Wie hängt nicht die ganze Seele des Hundes an seinen Herren, wer kennt nicht seine Sehnsucht, seinen sprechenden Gram, wenn er ihn ungewöhnlich lange vermisset; und doch denken wir nie daran, diesem Thiere solche Unlust zu ersparen, die ein Wechsel der Herrn ihm nothwendig verursachen mus? Wie wir denn überhaupt nicht daran denken, daß das Thier seinen Gram, seine Freude, seine Hofnung, sein Aengsten, seine Leidenschaften hat, die uns zum schonenden Mitleid in seiner Behandlung auffordern solten. Die Aengstigungen der Seele können alle Empfindung der Schmerzen

zen des Körpers übergehen; dieses beweist das Beyspiel der Hündin, das wir vorhin angeführt haben. *) Die Empfindung ihres eigenen körperlichen Schmerzes verliert sich ganz in der Empfindung des Verlustes ihrer Jungen. Die furchtsame Hirschkuh folgt klagend dem Menschen, der ihr Junges gefangen hat; überwindet aber hier nicht der Gram den mächtigen Trieb der Erhaltung, der sonst von Furcht beflügelt, dieses Thier vom Menschen verscheucht. **)

*) Seite 143.

**) Der sel. Bischof Egede hat mir erzählt, daß er bey einer Seehundejagt gegenwärtig war, wo es geschah, daß ein Seehund glücklich seinen Feinden entgieng. Wie er darnach heraufschos, um Odem zu holen, sah er sein Junges sorglos auf dem Wasser herum schwimmen, und in Gefahr gefangen zu werden. Als die Alte es nicht zu sich bekom-

Mensch, wer du bist, der eine Seele hat die denken und empfinden kann, sieh in der

bekommen konte, wagte sie sich zurück, und indem sie plötzlich heraufschos, schlug sie mit beiden Vorderbeinen das Junge auf den Kopf, daß es unter das Wasser fuhr, und dadurch genöthiget wurde, diese gefährliche Stelle zu verlassen. Ein Beyspiel der gewaltsamen Wirkungen, die die Furcht bey dem Thiere hervorbringen kann, will ich aus den Nachrichten des Justizraths Höst, hersetzen. Der Herr Verf. sah einmal in Meknes, daß ein lebendiger Esel den Löwen zum Fressen gegeben wurde. Sobald der Esel in die Höhle kam, und die Löwen sah, stürzte er tod auf der Stelle nieder, und gab hernach kein Zeichen von Leben mehr. Ein merkliches Beyspiel der Wirkungen, die Kummer über den Verlust der Freiheit, bey den Thieren hervorbringen kann, finde ich beym Abt Proyart in seiner Geschichte von Loango und Kakongo. Man findet in diesen Gegenden Afrikas zweyerley Arten Hirsche, wovon

der Intelligenz des Thieres ein Bild deiner selbst im Kleinen, so wie du mit edlerer Anlage das Gepräge der Gottheit trägst, die dich schuf. Laß Erfahrung vom Thiere, vereinigt mit deiner eigenen Empfindung dich belehren, was das Thier leiden kann, und bedenke stets, daß ein jedes Leiden die Glückseligkeit, wozu das Thier eben sowohl

wovon die kleinere, die sich insgemein in dem hohen Grase auf dem Felde aufhält, besonders merklich ist. Um sie zu fangen, versammeln die Neger sich und machen einen großen Kreis, den sie nach gerade enger zusammenziehen, bis sie das Thier eingeschlossen haben, daß es ihnen nicht entlaufen kann. Wenn das Thier solchergestalt umzingelt ist, sagt der Verfasser, denkt es gar nicht mehr dran zu entfliehen, sondern läßt sich ruhig greifen. Es überlebt nicht lange den Verlust seiner Freiheit, schlägt man es nicht todt, so stirbt es entweder aus Gram, oder bringt sich selbst um, an den Seiten des Behältnisses, worinn es eingeschlossen ist.

Recht bekam als du, unterbricht; daß das Leiden eines jeden lebendigen Thieres ein Uebel ist, und du grob sündigst gegen den Willen und die Absichten des Schöpfers, wenn du vorsetzlich das Uebel in der Welt vermehrst.

Oft kann der Tod des Thiers vernünftige Absicht und Nothwendigkeit seyn, und wir folgen denn der Anweisung der Natur, bedienen uns unsers Rechts, wenn wir es tödten, wir thun aber unrecht, wir sündigen gröblich, wenn wir ohne Nothwendigkeit die Angst und den Schmerzen seines Todes verlängern. Es ist uns Pflicht, seinen Tod so leicht, seine Qual so kurz als möglich zu machen.

Und dieses folgt denn natürlich und unmittelbar aus unsern vorhergehenden Betrachtungen. Die Angst des Todes ist ja die gewaltsamste Angst die die Natur kennt;

die

die körperlichen Schmerzen machen die ängstlichen Erwartungen der Seele noch fürchterlicher, und welche Bosheit denn, den Todeskampf des Thieres zu verlängern? Welche Unart, das Uebel das wir abwehren könten, zu vermehren? Ja, solten Menschea, selbst lebendige und empfindende Wesen, selbst so genau mit der Furcht des Todes bekant, so ganz die Natur verleugnen können, daß sie unempfindsam gegen die ächzenden Geberden und ängstlichen Klagen des sterbenden Thiers seyn könten? solten wir, die völlig überzeugt sind, wie bitter der Tod ist, nicht von unserer eigenen Natur stark und laut aufgefodert werden, seine Bitterkeit, durch das Verkürzen seiner Qualen, für ein jedes lebendiges Wesen zu vermindern, dessen Loos es wurde unserntwegen zu sterben, dessen Todesart von unsrer Gewalt und unserm Willen abhängt? Und doch kann der Mensch nicht allein aus Lust umbringen, kann sogar

Ge-

Gefallen darinn finden, dasjenige zu peinigen was er mordet.

Ja, es ist wahr, wir mishandeln auch unsre eigene Art, wir richten ja oft unsre Nebenmenschen unter den schrecklichsten Martern hin, und der Mensch, der so hart und böse ist gegen sich selbst, wie sollte er sanft und mitleidig gegen das Thier seyn? Es ist aber auch Wahrheit, daß diese Handlungsart dem Menschen eben so wenig Ehre als Nutzen macht. Der rasende Thor, der von seinen bösartigen Leidenschaften und Lüsten hingerissen, das Leben verachtet und dem Tode trotzt, achtet doch nicht, in dem Augenblicke des Beschlusses und der Ausführung, die längere oder kürzere Marter einiger Minuten, die die weltlichen Gesetze mit seiner Unart verbunden haben. Nicht zu gedenken wessen der Missethäter sich alzeit schmeichelt, daß er wohl der bestimten Strafe entfliehen könne. Aber siehe, sie trift ihn,

und

die Menschheit wird durch seine Strafe gerührt; und der Abscheu vor der Missethat, die die Strafe erwecken sollte, wird vom Mitleid mit dem gemarterten Missethäter, verschlungen. Barbarei war es, die die Menschen, Menschen peinigen lehrte; und niemand als ein Barbar, das heist, niemand als der boshafte, der dumme, der gedankenlose Sünder, kan vorsetzlich die Schmerzen des sterbenden Thieres verlängern, oder unterlassen sie zu verkürzen und zu vermindern; in soferne es in seiner Gewalt steht.

Wie oft aber macht sich der Mensch nicht dieser Unart schuldig? und wie elend sind nicht die Ausflüchte mit welchen man sie unterweilen zu bemänteln sucht? Eine eingebildete Leckerhaftigkeit, der augenblickliche Reiz des Gaums, alte Gewohnheit, und was weis ich was die menschliche Thorheit sonst erfinden kann; und dieses soll uns denn rechtfertigen, wenn wir langsam das

Thier martern. Auf selbige Art aber müsten auch die Mörder und Straßenräuber straffrey seyn; denn auch sie haben Gefallen an ihrer Unart; daher üben sie sie.

Ist es eine Hauptregel in der Lehre von der Glückseligkeit, daß wir uns nie einige Freude erlauben müssen, die in ihren Folgen mit überwiegender Unlust oder Unannehmlichkeit für andere verbunden ist; müssen wir den Vortheil aufopfern, der weniger wichtig für uns selbst, wesentlich wichtig und nothwendig aber zur Glückseligkeit anderer ist; und ist es eine Haubtpflicht, eine Grundregel für alle unsere Pflichten, daß wir alles Glück, alle Vollkommenheit im Ganzen, so viel wir immer können, befördern; mit welchem Schein der Entschuldigung sollten wir uns denn wohl erlauben können, das Thier ohne Nothwendigkeit zu martern, oder die Leiden des sterbenden Thieres zu vermehren

und

und zu verlängern, wenn es bey uns steht sie zu vermindern und zu verkürzen?

Je besser wir die Natur kennen gelernt, je genauer wir uns von dem Werthe und der Absicht einer jeden Sache belehren lassen, desto behutsamer werden wir in unserer Behandlung gegen die andern lebendigen Wesen werden, die Gott nebst uns hier auf die Erde setzte.

Gieb deswegen, Mensch! Acht auf die Natur, lerne so viel du kanst, den Nutzen eines jeden Thiers kennen, und indem du denn ein jedes lebendiges Geschöpf Gottes achten lernest, wie es geachtet werden mus, wirst du dich hüten, dich wider sie zu versündigen.

Immer sey denn die Schlange, die Otter, der Wurm uns widerlich; wir haben ja nicht nöthig diese Thiere zu unserer Gesel-

selschaft zu wählen; indem wir aber bedenken, daß auch diese Thiere ihr Thun hier in der Zeit nach dem weisen Willen des Schöpfers treiben, so werden wir auch entpfinden, daß wir keine Erlaubnis haben diese Thiere zu peinigen und zu mishandeln, weil der Herr der Natur ihnen nicht die Schönheit des Pferdes und dessen unmittelbaren Nutzen für die Menschen, gab. Laßt uns, wenn wir es nöthig erachten, die beschwerliche Menge der Sperlinge vermindern, uns aber zugleich erinnern, es sey doch besser etwas von unsrer Erndte durch diese Thiere zu verlieren, als das Ganze den Insekten preis zu geben, die diese Vogelart verfolgt und zernichtet. Laßt uns den Fuchs verfolgen, daß er nicht, durch seine uneingeschränkte Vermehrung, uns zur Last werde, aber nicht vergessen, daß der Herr der Erde auch dieses Thier zur Vertheidigung der Erdfrüchte setzte, daß sein wirklicher Nutzen für den Menschen den Schaden

weit überwiegt, den er dann und wann anrichten kann; last uns bedenken, daß er, nach dem Willen unsers großen Herrn, der Diener des Menschen ist; zwar nur ein geringer, doch aber ein nützlicher Diener; und heist es nicht Gutes mit Bösem vergelten, wenn wir gehässig dieses Thier plagen, und Freude in seinen Leiden suchen?

So ist es auch mit einer jeden Thierart, die wir kennen, der Herr der Natur hatte Absicht mit seiner ganzen Schöpfung, und sättigt alles was lebt mit Segen, und wie vermessen handeln wir nicht wider den Höchsten, wenn wir diesen Segen in Fluch verwandeln, wenn wir die weisen Absichten des Höchsten verkennen und verläugnen, wenn wir durch seine Fürsorge in der Natur, für eine jede Thierart, uns nicht zu vernünftigem Nachdenken leiten lassen wollen, was wohl unsere Pflicht in unserm Verhältnisse zu diesen Thierarten seyn möge. Ja wäre

nicht ein offenbarer Streit wider die Natur wider die Hand, die diese Natur einrichtete, wenn wir irgend ein für unser Leben und Glück unschädliches Thier ausrotten wolten, dem der Schöpfer durch sein Daseyn zu nutzen gebot? wenn wir irgend ein Thier mishandelten, blos weil wir nur auf die Unannehmlichkeit sehen, die wir etwa dann und wann spüren, durch die Art wie es wirkt und sich ernährt. Die Mais Diebe in Neu-England wurden wirklich, durch die eigene Hand der Natur, gerächt, als sie dort ausgerottet waren, und die Grasraupen verderbten nun die Heuerndte durch ihre ungehinderte Vermehrung; da sie vorhin von jener Vogelart in ihren schädlichen Wirkungen eingeschränkt waren. Und solchergestalt würde man sich viele nützliche Erfahrungen erwerben können, wenn man nur mit Aufmerksamkeit und Nachdenken den Gang der Natur betrachtet.

Hier mögte vielleicht aber jemand fragen: thun wir Menschen also Unrecht, wenn wir mit aller Gewalt die großen und für unsere Sicherheit so gefährlichen Raubthiere vertilgen; und wenn wir in gewissen Gegenden sie alle ausrotten könten, wie es in England mit den Wölfen geschehen, solten wir da etwas thun das wider die Natur streitet? Und hier müssen wir also bemerken, daß je nachdem der Menschen mehr oder weniger ist in einem Lande, in Verhältnis zu seiner Größe und Kultur, je nachdem wird die Nothwendigkeit größere Raubthiere ebenfals größer oder kleiner, um das Gleichgewicht zu erhalten zwischen der Anzahl der lebendigen Thiere, und der Fähigkeit des Landes sie zu ernähren. Ist die Kultur und Bevölkerung des Landes geringe, so bleiben allzeit von den Bedürfnissen der Menschen eine Menge Thiere verschiedener Arten übrig, die den stärkeren Raubthieren zum Unterhalt dienen können, und für welche

die Verfolgungen der Raubthiere eine Wohlthat sind, weil sie dadurch einen so viel leichteren Tod finden, und den Beschwerden eines entkräfteten Alters entgehen. So wie die Menschen dahingegen sich im Lande ausbreiten und vermehren; so wie die Wälder durch Zunahme und Ausbreitung des Ackerbaues, und durch ihre größere Benutzung dünner werden und abnehmen, so nimt die Anzahl der größeren Raubthiere nach und nach ab, ihre Verfolgung und Vertilgung wird immer leichter, bis sie, aus Mangel an Zuflucht und sicherem Aufenthalt, ganz ausgerottet werden, wo dieses, nach der Natur und Beschaffenheit des Landes thunlich ist. Und nun ist das Daseyn dieser Raubthiere auf einem solchen Flecke nicht nöthig, da die Menschen in ihre Stelle treten; was die Raubthiere für die schwächeren Thierarten waren, werden nun die Menschen für die Thiere überhaupt.

Drit-

Drittes Capittel.

Von den bedingten und besondern Pflichten der Menschen gegen die Thiere.

Bisher haben wir also das Allgemeine in den Pflichten der Menschen gegen die Thiere, und das Recht dessen das Thier ohne Unterschied in einem jeden seiner Zustände genießen mus, betrachtet. Da wir aber mit vielen Thierarten in einem näheren und unmittelbareren Verhältnisse stehen, da wir viele von ihnen in häusliche Verbindung mit uns gebracht haben, und auf vielerley Art sie zu unsern Absichten wilkührlich brauchen, so entspringen daraus besondere Gerechtsame für das Thier, und besondere Verbindlichkeiten für den Menschen. Und aus diesem Gesichtspuncte können wir unsre Pflichten gegen die Thiere, in Hinsicht ihrer Abrichtung und Bezwingung, ihrer Pflege

und ihres Unterhalts, ihres Gebrauchs und ihrer Anwendung betrachten, endlich verdient auch dasjenige Verhalten, welches wir gegen die kranken und alten Hausthiere zu beobachten haben, in Betracht gezogen zu werden.

Sollen wir Nutzen von den Thieren haben, und uns ihrer Fähigkeiten und Kräfte zu unsern vernünftigen Absichten bedienen, so ist es gewis nothwendig, daß ihre Wildheit bezwungen, und ihrer Vorstellungskraft eine solche Stimmung gegeben werde, daß sie ihre Kräfte nach unserm Zeichen und Willen anwenden. Wir müssen aber nicht denken, daß wir Recht haben den Thieren eine jede willkührliche Bewegung anzugewöhnen, oder solche Fertigkeiten von ihnen zu fodern, die nur der unnatürlichste Zwang und die Gewohnheit hervorbringen kann.

Wir können die Thiere zu nützlicher Wirksamkeit für uns abrichten; Unrecht thun wir aber, wenn wir uns unsrer Gewalt über sie bedienen, ihnen unnütze Künste und körperliche Bewegungen anzugewöhnen, die ihnen unnatürlich nnd ohne einigen würklichen Nutzen für den Menschen sind.

Wenn der Orang Outang aufrechts auf seinen Hinterbeinen, sich auf seinem Stabe stützend geht; so ist diese seine Stellung freiwillig, und ihm natürlich, wenn aber der Bär gezwungen wird, sich auf ähnliche Weise zn tragen, denn heist dieses der Natur Gewalt thun, es ist Kränkung des Rechts des Thieres; denn Recht hat ein jedes Thier, übereinstimmend mit seiner Natur zu leben und zu wirken. Und weil die Gewalt, die der Mensch über sie hat, nicht die Natur verändern kann, so kann sie auch nicht das Recht des Thieres, das

sich auf leztere gründet, verändern oder zernichten.

Würde jemand aber antworten: der Mensch ist ja sich selbst der nächste, und um Unterhalt und Brod zu gewinnen, müsse er wohl Recht haben, den Thieren dergleichen und andre wilkührliche Handlungen anzugewöhnen. Hiebey kann man hinwiederum fragen: hat der Mensch seiner Bestimmung Genüge gethan, wenn er seine Zeit unter dergleichen Beschäftigungen hinbringt? Hat er der Welt, deren Bürger er ist, genuzt? Haben solche Künste einigen nützlichen Einflus an die Entwicklung und Veredlung unsers unsterblichen Geistes, einigen vorbereitenden Zusammenhang mit einem zukünftigen glücklicheren Zustande? oder sinkt nicht vielmehr der Mensch, dessen wesentlichstes Geschäft des Lebens darin besteht, das Thier anzugewöhnen und anzuhalten, dergleichen unnatürliche und unnüze Künste

zu üben, in eine Klasse mit dem Thiere, welches er plagt, herab? Er versündigt sich gegen sein eigenes Glück, und gegen die Gesellschaft wovon er Mitglied ist, indem er zugleich das Recht des Thieres durch seine unnatürliche Behandlung kränkt; und geschieht doch dieses nicht so oft, und zwar mit den edelsten und nützlichsten der Thiere, die wir um uns haben? Wie ist das Pferd und der Hund nicht ein Spiel unserer Launen und Einfälle; zu wie viel unnützen Sprüngen findet der Mensch nicht Vergnügen, sie zu nöthigen; zu welchem möglichen Nutzen sind wohl die Springer und Tänzer, die in den Ställen der Höfe gehalten werden, und was haben die Thiere nicht ausgestanden, bevor sie diese absichtslosen Fertigkeiten erreichten?

Ja der Hund und das Pferd müssen, in den häuslichen Verbindungen mit uns, zu verschiedenen Fertigkeiten gebildet wer-

den, wovon sie in ihrem natürlichen Zustande nichts wusten. Der Krieg, die Jagd und der häusliche Gebrauch, fordern ihre besondern Fertigkeiten und Geschicklichkeiten dieser Thierarten; einige können leichter, andere schwerer erworben werden; und scheiden wir sogar das würklich Nothwendige von dem selbstgemachten und blos eingebildeten Nothwendigen, in diesen Fertigkeiten der Thiere; immer wird noch plagende Mühe genug für das Thier übrig bleiben, bis es zu diesen künstlichen Fertigkeiten gebildet werden kann; und wie sehr vermehren wir nicht diese Mühe durch unsere Thorheit und Härte?

Man mus wahrlich weit darin gekommen seyn, die Stimme der Natur zu ersticken, wenn man ohne Mitleid sehen kann, wie das Pferd oft unter durchdringenden Peitschenschlägen von seinem Regierer gemartert und irre und verstockt gemacht

wird, und zwar wider alle vernünftige Erfahrung, die man von der Abrichtung dieses klugen Thieres hat. *) Hören wir den Jäger von der Abrichtung der Hunde zur Jagd sprechen, solten wir da nicht glauben, daß die Henkersknechte des Nero wieder auferstanden wären, um Thiere zu martern, wie sie vormalen die Menschen marterten. Ja der Hund mus gestraft werden, sagt man, wenn er zu dem nöthigen Gehorsam gebildet werden, und auf den Wink des Jägers seine Bestimmung erfüllen soll; eins ist aber Bestrafung, und ein anderes ist Grausamkeit. Immer sey es nöthig den Hund zu

*) Höst berichtet, daß die Mauren ihre Pferde nie schlagen; sondern sie machen sie durch Schmeicheleyen so zahm und sanft, daß sie im stärksten Laufe sie anhalten, absteigen und ohne sie anzubinden weit weg gehen können und sie doch wieder an demselben Orte finden. Die besondere Liebe der Araber zu ihren Pferden ist bekant genug.

zu strafen; ihn aber an den Ohren aufzuhangen, und den auf sich selbst ruhenden, von seiner eigenen Schwere ausgedehnten Körper des Thieres zu zerpeitschen, daß ist das Martern asiatischer Henker, dergleichen entehrt die Menschheit, und kränkt aufs gewaltsamste das Recht des Thieres, dasjenige Recht, das es zur Befreyung von absichtlosen Schmerzen und Mishandlungen hat, dasjenige Recht das es hat alle Freude und alles Glück zu genießen, so mit der Vollkommenheit des Ganzen, wovon dieses Thier ein Theil ist, bestehen kann.

So ist es aber auch mit einem jeden andern Thiergeschöpfe, das wir Kunstfertigkeiten angewöhnen wollen, sie mögen nützlich oder blos belustigend für uns seyn; wir müssen das Thier mit aller Leutseligkeit behandeln, die, nach der Natur des Thieres und der vernünftigen Absicht, die wir erreichen wollen, nur möglich ist; und nie müssen

sen wir, blos zu unserer Belustigung, das Thier zu Künsten und Fertigkeiten zwingen, die es nicht außer vorhergehender harter Behandlung, sich angewöhnen kann. Wir thun Unrecht, wenn wir unter der Abrichtung der Thiere, härtere Mittel gebrauchen, wo sanftere hinlänglich seyn können; und doppelt ungerecht sind wir, wenn die Fertigkeiten die wir dem Thiere angewöhnen wollen, ihm unnatürlich und erzwungen sind, und wir es doch mit übertriebener Strenge behandeln und ihm dadurch unnöthige Schmerzen zufügen.

Wenn der Mensch das Thier seiner natürlichen Freiheit beraubt, und es ausser Stand setzt, selbst für sich zu sorgen, so ist es ja eine natürliche Folge, daß der Unterhalt und die Pflege des Thieres, die Sache des Menschen ist; weil, wenn wir ihm Gelegenheit benehmen, sich selbst nach der Anweisung der Natur zu ernähren, wir

uns

uns dadurch die Pflicht auflegen, diese Angelegenheiten des Thieres zu besorgen. Schon, daß das Thier Leben und Kräfte in unserm Dienste anwendet, die es sonst, in dem freien Zustande der Natur nach eigenem Wohlgefallen hätte anwenden können, macht unsre Sorgfalt für die Gesundheit und den Unterhalt des Thieres, zu einer Pflicht der Erkenntlichkeit, die wir sogar dem Thiere schuldig wären, wenn auch die Nothwendigkeit uns nicht für ihren Unterhalt und ihre Pflege zu sorgen verbände. Durch das unnatürliche Leben, das die Thiere in ihrer häuslichen Verbindung mit uns, so oft genöthigt werden zu führen, werden viele Krankheiten erzeugt, wovon sie in ihrem ursprünglichen Zustande nichts wissen. Und ist es denn nicht Forderung der bloßen Gerechtigkeit und des allgemeinen gesunden Menschenverstandes an uns, daß wir, nach Möglichkeit die Unannehmlich-

keiten

keiten abwenden und lindern müssen, denen diese Thiere unsertwegen unterworfen sind.

Dieses vorausgesetzt, braucht man wohl nicht ausführlicher folgende Wahrheit zu beweiseu:

Der Mensch ist pflichtig, für den Unterhalt des Thieres, welches er aus dem freien Zustande der Natur in häusliche Verbindung mit sich gebracht bat, Sorge zu tragen. Dadurch daß man dem Thier die Gelegenheit benimmt, den Trieb der Erhaltung zu erfüllen, der so mächtig in einem jeden lebendigen Geschöpfe wirkt, macht der Mensch sich ja zum Vormund des Thieres; nimt die Pflicht, die Gott bey der Einrichtung der Natur dem Thiere auf-gelegt hat, von diesem auf sich; und da-durch alle Schuld für die Vernachläßigung sothaner Pflicht. Jeder unangenehme Au-genblick, den das Thier, in Hinsicht seines

Unter-

Unterhaltes, ausstehen mus, fält dem Menschen zur Last, je in dem Grade, als der Mensch Ursache an diesen Unannehmlichkeiten des Thieres ist.

Es ist bekant genug, daß das Thier, in seinem ursprünglichen Zustande, geleitet von einem gewissen Naturtriebe, seinen Unterhalt wählt und sich vor den Nahrungsmitteln hütet, die für seine Gesundheit und sein Leben schädlich sind. In der häuslichen Verbindung des Thiers mit dem Menschen, wo es genöthigt wird, den Unterhalt anzunehmen, den wir ihm geben, hat es keine freie Wahl; und wie der Hunger bey dem Menschen oft den natürlichen Widerwillen überwindet, so geht es auch mit dem Thiere. Aber auch das ist Wahrheit, daß eben so wenig eine jede Sache, die wir zu uns nehmen können, mit der Natur des menschlichen Körpers übereinstimt, eben so wenig kann der Körper der Thiere, ohne Schaden

des Lebens und der Gesundheit, eine jede Sache zur Nahrung nehmen. Nicht zu gedenken, daß gewisse Dinge, vermittelst der Aehnlichkeit, die die Körper der Thiere und Menschen in der Einrichtung der Maschine, mit einander haben, gleich verderblich für alle thierische Körper sind. Hieraus folgt denn aber:

Es ist die Pflicht des Menschen, dem Thiere den Unterhalt zu geben, der mit seiner Natur übereinstimt und sich für seine Gesundheit schickt.

Keiner denke, es sey überflüssig hier den Menschen an diese Verbindlichkeit zu erinnern. Freylich füttern wir unsre Pferde nicht mit Sägemehl und unser Hornvieh mit Schmiedeschlacken; hat aber der Eigennutz nicht erfunden die Pferde mit Kalch zu futtern; und solchergestalt eines schändlichen Gewinnes wegen, unter lang-

samen Schmerzen das Thier zu martern, bis es, wenn Lunge und Eingeweide verzehrt sind, auf einmal hinstürzt. Die wilden feurigen Augen, die starke blutrothe Farbe unter den Augenliedern, der stinkende Odem, die überaus kurzen und glänzenden Haare, warnen zwar den Kenner vor diesem Betruge; zwar mus der niederträchtige Rostäuscher unterweilen durch den plötzlichen Tod des Thieres, selbst für seine Bosheit büßen, was ist dieser Verlust aber gegen die Mishandlung, die er wider das Geschöpf Gottes ausübt? Kann jemand die Summa der schmerzlichen Empfindungen des Thieres berechnen? Dermaleins werden sie doch in einer Hauptsumma, mit allen andern boshaften Handlungen des Menschen berechnet werden, und zu spät werden denn dergleichen bösartige Menschen sich überzeugt fühlen, daß der unendliche Regierer und Herr der Welt, bey dieser Bosheit nicht gleichgültig ist, die sie wider seine ande-

anderen lebendigen Geschöpfe ausgeübet haben.

Sowohl in dem Magen der Thiere als der Menschen werden unangenehme Empfindungen erregt, wenn der Körper nicht die nöthige Nahrung bekommen hat, oder sie nicht zu rechter Zeit bekömt; so wie der Mangel der nöthigen Flüssigkeiten zur Erquickung des Körpers, Unlust, vermittelst der daraus folgenden Trockenheit in der Kehle und dem Munde verursacht. Hunger und Durst gehören zu den schmerzlichsten sinnlichen Empfindungen, die der Mensch ausstehen kann; was diese Empfindungen aber für den Menschen sind, sind sie auch für das Thier.

Wollen wir daher nicht das Recht des Thieres ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht kränken, dadurch daß wir ihm Schmerzen aufdringen, so ist es unsere

 Pflicht,

Pflicht, dem Thiere seinen nothdürftigen Unterhalt zu rechter Zeit zu geben.

Und hier will ich nicht einmal erwähnen, daß der Eigennuz uns in vielen Fällen auffodern sollte, diese Pflicht zu erfüllen. Die Gesundheit der Thiere wird ja dadurch geschwächt, daß wir unordentlich in ihrer Pflege sind, und dadurch wird zugleich ihr Nutzen für uns vermindert. Oft tödten wir sie sogar, wenn wir diese Pflicht unterlassen: so bekömt das Pferd, wenn es zu lange über die Futterzeit fasten mus, oft die Maulsperre, kan kein Futter zu sich nehmen und fällt um. Leidet das Thier aber nicht hier, und leidet unnöthige Leiden, für welche wir nimmermehr ohne Verantwortung seyn können. Der große Oberherr der Natur hat es solchergestalt geordnet, daß ein jedes Thiergeschöpf sein Futter zur rechten Zeit findet; Allein, kehren wir denn nicht die Ordnung der Natur um, sündigen wir

wir denn nicht gegen ihren Herrn, wenn wir seine Geschöpfe der allgemeinen Wohlthaten berauben, die er ohn Unterschied jedem lebendigen Wesen ertheilte?

Es ist die Pflicht des Menschen dem Thiere das Futter zu geben, welches in Verhältnis mit seiner Arbeit und Beschaffenheit des Körpers, genug ist die Gesundheit und Stärke des Körpers zu unterhalten.

Es ist mit dem Thiere als mit dem Menschen, wie seine Leibes Beschaffenheit und seine Arbeit ist, mus sein Unterhalt seyn. Das eine Thier, selbiger Art, ist gefräßiger als das andre, das eine hat, wegen seiner stärkeren Arbeit, häufigere Lebensmittel als das andre nöthig. Die Kohlenträger in London, bedürfen stärkerer Nahrung als der stillsitzende Gelehrte. Aus selbigem Grunde bedarf auch das Pflugpferd

und das Saumthier nahrreicheres Futter als der Paradeur. Und doch behandeln wir überhaupt dergleichen Thiere nach der gerade entgegengesetzten Regel. Das allgemeine Loos des Karrengaules ist zu schleppen und zu hungern, und in Verhältnis mit seiner Arbeit wird er nichts weniger als gut gefuttert. Ja, könte es von durchdringenden Peitschenschlägen gesättigt werden, denn würde kein Thier besser gepflegt, *) so aber schleppt es, unter tiefem Aechzen über die unartige Härte des Menschen, den letzten Rest seines kummervollen Lebens hin. Es stürzt,

*) Man versteht leicht, daß ich hier unsere Lastthiere in Kopenhagen und andern großen Oertern in Gedanken habe. Die Beförderungspferde werden doch gern etwas besser gehalten, obgleich auch dieses seine Ausnahme hat. Es verdient sonst bemerkt zu werden, daß Peitschenstiel und Schnur überhaupt desto unsinniger gebraucht wird, je mehr die Thiere entkräftet oder belastet sind.

stürzt, und segnet in dunkeln Empfindungen den Herrn der Natur, der den Tod zu einer Errettung seiner leidenden Geschöpfe bestellte.

Wir begehen ein Unrecht wider das Thier, wenn wir es Mangel an Atzung leiden lassen, wenn wir ihm sein Futter zu rechter Zeit zu geben versäumen; was thun wir aber denn, wenn wir mehrere Thiere in unsern Diensten halten als denen wir nöthige und hinlängliche Nahrung geben können, was thun wir, wenn wir das Vieh in den Wintermonaten sich selbst auf offenem Felde überlassen, wo seine Leibeskräfte langsam aus Hunger wegzehren? Was thun wir, wenn wir den Vogel in den Käfig einschließen, und ihn durch Hunger und Durst umkommen lassen, und uns damit beruhigen: wir vergaßen ihn! Allein, siehe Mensch! Der Herr der Natur hat weder des Thier noch die Ungerechtigkeiten verges-

 sen;

sen; und wirst du einmal Rechenschaft thun müssen für jedes sündliche Wort das du geredet hast, wie viel mehr wirst du das Böse verantworten müssen das du durch würkliche That angerichtet hast! Ein jedes Leiden aber, ohne nothwendige und vernünftige Absicht irgend einem lebendigen Wesen verursacht, ist ja ein Uebel, das nothwendig uns angerechnet werden mus.

Der Mensch hat durch seine höheren Fähigkeiten sich zum Herrn über die ganze Natur erhoben, schon durch diese Fähigkeiten und durch dasjenige Verhältnis, worin wir durch sie mit der übrigen lebendigen Schöpfung stehen, gab der Höchste uns Anspruch und Recht, uns dieser auf eine vernünftige Weise zu bedienen. Es ist uns erlaubt, uns von einer jeden Sache in der Natur zu unserm Vortheil zu benutzen; daraus folgt aber nicht, daß wir ohne Einschrän-

kung

kung Erlaubnis haben, uns das Thier auf eine jede Weise zu Nutzen zu machen. Sogar denn, wenn wir das Thier und seine Kräfte zum wirklichen Nutzen für uns anwenden, gebürt es uns doch Hinsicht auf die Natur und Bestimmung des Thieres zu haben, wir müssen auf das Verhältnis sehen worin seine Freude und sein Glück mit dem Vortheile oder der Lust stehen, die wir durch die Art wie wir es brauchen, zu erhalten suchen. Der Höchste sprach zwar zu dem Menschen: Beherrsche die Thiere! sie aber zu tyranisiren, gab er uns weder Erlaubnis noch Recht, ebenso wenig als er dem einen Menschen ein Vorrecht gab des andern Tyran zu seyn, weil er den Ländern Obrigkeit und Beherscher setzte. Wir können das Thier brauchen, aber

Es ist die Pflicht des Menschen die Arbeit des Thieres in Verhältnis mit seinen Kräften zu bestimmen, und diese Regel löst sich denn in zwo andre auf:

a) Es ist die Pflicht des Menschen, die Dauer der Arbeit des Thiers in weislich abgewognem Verhältnisse zu dessen Kräften zn bestimmen.

Da wir Menschen nicht alle gleiche Kräfte haben, körperliche Arbeiten vorzunehmen und auszuhalten, so kann ein einzeler Mensch in Verhältnis mit seiner selbsteignen Kraft, und nach dem diese Kraft in größerem oder kleinerem Grade angestrengt wird, größere oder kleinere Wirkung hervorbringen; aber nicht, unter einer jeden Veränderung der Umstände, mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit, nicht mit einerley Lust oder Unlust für sich selbst. Die äußerste Anstrengung der Kraft des Menschen kann nur eine sehr eingeschränkte Zeit dauren, wenn nicht die Einrichtung der Maschine seines Körpers dadurch Schaden leiden und zerstört werden soll. Die, über den simpeln und ungezwungenen Gebrauch

der körperlichen Kräfte, überspante Anwendung unsrer Kraft, bringt ebenfalls Unlust oder verderbende Folgen für unsre Körper hervor, obschon nach längerer oder kürzerer Zeit, je nachdem die natürliche Anstrengung unserer Kräfte größer oder kleiner ist. Und allzeit ist eine solche überspante körperliche Wirksamkeit mit unangenehmen Folgen für den Menschen verbunden.

Diejenigen der Thiere, deren wir uns in unserm häuslichen Leben bedienen, uns unsere Arbeit zu erleichtern, sind im Wesentlichen, was die gröbere Einrichtung der Maschine des Körpers anlangt, von selbiger Organisation als der Mensch. Die Nerven und Muskeln und Sehnen sind bey den Thieren von selbiger Natur als bey uns, sie wirken also und leiden, im Verhältnis zu dem übrigen Bau des Körpers, nach selbiger Regel als der menschliche Körper. Die Last kann ebenso schwer für das Kameel, den

Ele-

Elephanten und das Pferd seyn, als für den Menschen; alles in Verhältnis zu der Kraft eines jeden Thieres, verglichen mit der Last; daraus folgt denn aber auch, daß das Thier, durch die überspante Arbeit, auf seine Weise ebensoviel, als der Mensch in selbigem Falle auf seine Weise leiden kann. Das überlastete Arbeitsthier und der Negersklav leiden beyde Abbruch an der Glückseeligkeit, wozu die Natur sie durch verhältnismäßige Anwendung ihrer Kräfte bestimte. Der Mensch thut in beyden Fällen der Natur seiner Neben-Geschöpfe Gewalt und solten wir wohl einen einzigen Augenblick daran zweifeln können, daß es Sünde sey der Natur Gewalt zu thun?

b) Es ist die Pflicht des Menschen die Geschwindigkeit, womit das Thier sein Werk verrichten soll nach einem richtigen und bestimten Verhältnisse unter

unter Zeit, Arbeit und den Kräften des Thieres, zu bestimmen.

Selbst die Betrachtung der leblosen Natur kann uns überzeugen, daß eine jede Kraft in ihrer Anwendung mit der Zeit geschwächt wird; sogar die schnelste Wirksamkeit nimt nach und nach durch den Widerstand ab, den sie alzeit zu überwinden hat, Widerstand nicht allein außer sich, sondern auch zugleich in ihrer eignen Natur; dieses ist der Fall mit der bewegenden Kraft jeder todten Maschine, dieses ist aber auch der Fall, wo die mechanischen Kräfte lebendiger und eigentlicher Maschinen in Verbindung mit einander wirken. Das Pferd kann sowohl den leeren als den beladnen Wagen an den selbigen Ort hinbringen, wohl auch, nach Verhältnis der Last zur Kraft des Thieres, in selbiger Zeit, nie aber mit derselben Leichtigkeit nie ohne besondere Anstrengung der Kräfte; geschieht es aber nun, daß die Last, die fortgebracht

bracht, der Weg, der zurückgelegt werden soll, in ganz bestimt abgewognem Verhältnisse mit der Kraft des Thieres steht, und wir nicht die Zeit, in welcher die Arbeit geschehn soll nach der Arbeit und der aushaltenden Kraft abmessen; und das Werk in kürzerer Zeit erzwingen wollen, welches bey der natürlichen Anwendung der Kraft längere Zeit erfordert; martern wir denn nicht das Thier mit der unatürlichen Geschwindigkeit die wir ihm abdringen? Und solten wir, bey gesundem Verstande es für uns selbst entschuldigen können, daß wir muthwillig ein lebendiges Geschöpf Gottes gemartert haben? Weder Absicht, noch eingebildete Nothwendigkeit kann uns hier entschuldigen, wenn wir von dem Thiere Dinge fodern, die offenbare Kränkungen gegen seine Natur sind.

Allein wie oft thun wir nicht diese vernunftwidrigen Forderungen an das Thier, und führen diese unsre ungerechten Foderungen

gen mit einer grenzenlosen Härte aus. Wie oft sehen wir nicht wie jede Sehne fast zum Zerspringen an dem schleppenden Pferde angespant ist und denn ein Büttel von Fuhrknecht nach obendrein es anpeitschet, daß es mit seiner zu schweren Last forteilen soll? Welches Jagen sehen wir nicht oft auf Gassen und Straßen, als flöhe man vor dem Tode; und es ist ein gedankenloser Thor, der das Thier peinigt, ohne selbst zu wissen, warum? Ja, könte Gewalt Recht geben, so rechtfertigte ganz gewis Zaum, Sporn und Peitsche dieses gewaltsame Verfahren. Es ist nicht mit einem jeden Thiere, als mit dem Kameele, das nicht aufsteht wenn die aufgelegte Last unverhältnismäßig gegen seine Kraft ist. Wir können durch Zwangsmittel vom Pferde erhalten, was wir uns nie erlauben solten, nie ohne gewaltsame Kränkung seiner Natur und seines Glücks erhalten können; ist dieses aber nicht der Fall bey dem ebenso eigennützigen als unnatür-

lichen

lichen Wettrennen? Und nun, Mensch, wer du auch bist, dem Freiheit, und freie verhältnismäßige Anwendung seiner Kraft wichtig ist, empfinde doch wie unlustig die Knechtschaft ist, unter welcher das Thier seufzt, und las es nie dein Gewissen belästigen, daß du vorsetzlich seinen schweren Zustand durch dein gewaltsames Betragen gegen dasselbe, durch den absichtslosen Gebrauch, durch deinen schändlichen Misbrauch seines Daseyns und seiner Kräfte schlimmer machest.

Das wissen wir aus allgemeiner Erfahrung, daß Leben und Bewegung unzertrenlich mit einander verbunden sind; aber auch das wissen wir, daß die thierischen Körper Ruhe nöthig haben um den Mangel der durch die Bewegung verlornen Kräfte zu ersetzen und zu neuer Wirksamkeit vorbereitet zu werden. Die beständige und ununterbrochene äußerliche Bewegung ist ebenso

ver=

verderbend für den thierischen Körper, als eine ebenfals fortgesetzte Unwirksamkeit. Das Pferd, das ohne Bewegung auf dem Stall gefüttert wird, ist gewis seine Gesundheit zu verlieren, das Pferd aber, das stets im Geschir geht, hat das nehmliche Schicksal, nur daß sein Zustand zehnfach kümmerlicher ist. Der unmittelbare Schlus hieraus aber wird denn dieser seyn:

Es ist die Pflicht des Menschen, dem Thiere, verhältnismäßig mit seiner Arbeit und seinen Kräften Ruhe zu gönnen.

Wenn Moses, auf göttlichem Befehl, Israel das Gebot giebt, den Sabbath zu heiligen, und ihnen befiehlt sich an diesem Tage aller Wirksamkeit zu enthalten; so wird zugleich ausdrücklich als ein Grund angeführt, daß das Lastthier, der Ochs und der Esel Ruhe haben möchten; es wird bestimt verboten, diese Thiere am Sabbath zur Ar-

beit zu gebrauchen *). Beweist aber nicht dieses Gebot selbst, daß die mosaische Gesetzgebung sich auf die Natur der Dinge gründet? Die Menschen waren damals wie zu allen Zeiten, unverständig und eigennützig: wie sie alle andre guten Gaben Gottes misbrauchten, so wuste auch der Gesetzgeber, daß sie die Kraft des Thieres misbrauchten und misbrauchen würden. Daher das Gebot: Dein Vieh soll am Sabbathe keine Arbeit verrichten! Zwar hat die mosaische Gesetzgebung, an und für sich betrachtet, keine Verbindlichkeit für die Verehrer Christi; da aber die Natur der Dinge unveränderlich ist, so enthält auch ein jedes Gebot, das sich auf Natur gründet, und in so fern es, unter jeder Veränderung der Umstände, mit der gesunden Vernunft übereinstimt, eine ewig geltende Verbindlichkeit für alles, was Mensch ist. Allein ein solches Naturgesetz ist es, dem ein Moses,

als

*) 2 Mos. K. 20. v. 8-10. K. 23. v. 12.

Gesetzgeber, doppelte Verbindlichkeit gab: wenn er, bey der Ruhe von Arbeit, die er dem Menschen vorschreibt, zugleich gebietet dem Thiere einen von den sieben Tagen der Woche zur Ruhe von der Arbeit zu lassen.

Wie wir Menschen in so vielen andern Sachen die Anweisung der Natur verlassen, und unsern eigenen Weg wählen, unbekümmert wohin er uns führet; so thun wir es auch hier in unserm Verfahren gegen die Thiere. Wir bestimmen nur zu oft die Zeit, die wir ihnen zur Ruhe gönnen, nicht nach ihrer Arbeit, Natur und Bedürfnis, sondern nach unserm Eigennutze und unserm besondern Einfall; auch bestimmen wir allenfals die Ruhezeit des Thieres im Jahre nach Stunden, daß es die Ruhe eines Tages nöthig haben solte, das fält uns nur nicht ein. Ja, wie solten so viele, die nie den Menschen Ruhetage erlauben, sich zu glauben überreden, daß bestimte Ruhe für

das Thier nöthig wäre. Uud doch, Mensch, ist dieses Thier ebensowenig ein perpetuum Mobile als du; und wenn auch ein perpetuum Mobile in der körperlichen Natur wäre, so würde es, gerade in seiner beständigen Bewegung, seine gewisse und desto geschwindere Zerstörung finden.

Wir können die Natur unterdrucken, sie aber nie nmschaffen; wir können eine Zeitlang ihre Triebe dämpfen, sie aber ausrotten, können wir doch nie. Mit allem Zwang, worinn wir das Thier halten, mit aller Gewalt die wir etwa durch die Gewohnheit über seine Leidenschaften bekommen, ist es unmöglich anders, als daß dann und wann eine Vorstellung seiner natürlichen Freiheit, Lust nach eigener Neigung zu würken, bey ihm entstehen kann; seine Handlungsart weicht nun von dem bestimmten Gange, die wir ihm vorgeschrieben haben, ab;

Und

Und nun thun wir Unrecht, wenn wir wegen dergleichen Handlungen das Thier mit Härte bestrafen; wir thun Unrecht in desto höherem Grade, je nachdem wir selbst Schuld an dieser Abweichung von der Ordnung sind, in welcher wir wolten daß das Thier würken solte.

So lassen wir oft unsre Hausthiere hungern, und wenn sie denn, auf welche Weise sie am besten können, diesen mächtigen Naturtrieb zu befriedigen suchen, bestrafen wir sie. So kennen wir oft gewisse unüberwindliche Triebe der Wildheit bey den Thieren, wir geben ihnen Gelegenheit und Versuchung diesen zu folgen, und doch strafen wir sie, und strafen sie hart dafür. Heist dieses aber nicht das Thier für unsre eigenen Versehen strafen? Ueberhaubt ist es ein allgemeiner Fehler in unsrer Behandlung der Hausthiere, wenn sie fehlen oder thun was nicht mit unserm Willen übereinstimt,

daß wir uns nie bemühen nachzudenken, wie dergleichen Handlungen bey ihnen veranlasset werden. Wir verwechseln oft Müdigkeit mit Trägheit, Entkräftung mit Unlust oder Eigensinn. Und diese gedankenlose Unbilligkeit verleitet uns denn das Geschöpf Gottes zu mishandeln und das Recht des Thieres zu kränken.

So wie der Mensch auf vielerley Weise durch seine Kenntnis von der Natur und Haushaltung der Thiere, zu nützlichen Entdeckungen geleitet ist, so haben besonders die anatomischen Erfahrungen, die wir über den Bau der thierischen Körper, und der verschiedenen Wirksamkeit und Anwendung der Theile ihres Körpers gemacht, uns viele wichtige Aufschlüsse über den menschlichen Körper gegeben. Weil man aber viele dieser Versuche nicht ohne sehr schmerzliche Empfindungen fürs Thier machen kann, so können sie in keinem Fall, wo wir schon

die

die nöthige Kentnis haben, also blos aus einer gelehrten Neugierde, wiederholt werden, ohne daß wir gröblich das Recht des Thieres kränken, dessen Glückseeligkeit wir solchergestalt ohne Nothwendigkeit stören.

Der Mensch thut Unrecht, wenn er an lebendigen Thieren die Versuche anstellt, wozu der Körper des so eben gestorbenen Thieres, hinlänglich seyn könte.

Der Mensch thut Unrecht, wenn er durch anatomische Versuche irgend einem lebendigen Thiere Schmerzen verursacht ohne Ueberzeugung, neue schlechterdings nothwendige und nützliche Erfahrungen zu machen.

Somit kann es nicht erlaubte und vernünftige Absicht genennet werden, wenn man blos dasjenige sehen will, wovon wir aus den zuverlässigen Erfahrungen anderer über-

überzeugt seyn können, weil diese Erfahrungen nicht erlanget werden können, ohne einem lebendigen Wesen die gräulichsten Schmerzen zuzufügen. Hier mus ich aber den Naturforscher und Philosophen Bonnet, Fürsprecher des Thieres seyn lassen, daß man mich nicht beschuldige, ich habe mich zum Richter in einer fremden Sache aufgeworfen.

Die Thiere, sagt er: sind bewunderungswürdige Bücher, in welchen das große Wesen die kennbarsten Züge seines höchsten Verstandes in der Kürze zusammen gefasset hat. Die Anatomiker sollen diese Bücher aufthun um sie zu studiren, und daraus desto besser ihren eignen Bau kennen zu lernen. Hat der Zergliederer aber die zärtliche und überlegte Empfindung, die den moralischen Menschen auszeichnet, so wird er, indem er sie durchblättert, sich nie einbilden das es Schiefertafeln sind, worinn er blättert.

Nie

Nie wird er die unglückseeligen Opfer, seines Unterrichts halber vervielfältigen: nie ihre Leiden über das vernünftige Maas seiner Untersuchungen verlängern. Nie wird er einen einzigen Augenblick vergessen, daß alles was mit Leben und Empfindung begabt ist, Anspruch auf sein Mitleiden hat *). Abschwächung und Entkräftung sind das Loos aller organischen Körper; sie enthalten schon, in ihrer Theile Zusammensetzung und Reibung an einander Grund zu der, mit

*) Vielleicht dürfte es nicht so ganz ausgemacht seyn, daß der Mensch ein Recht hat, anatomische Versuche an lebendigen Thieren zu machen; die Gründe die ich, wenigstens bisher, zur Vertheidigung dieser Versuche gesehen habe, haben eben keine entscheidende Stärke; und hier bleibt immer viel in dieser Sache zu denken und zu entwickeln. Professor Winkler, in seinen Institutiones philosophiæ universæ, Leipzig 1742, ist von der entgegengesetzen Meinung, und seine Gründe verdienen Aufmerksamkeit.

der Zeit, erfolgenden Zerstörung. Eine beständige Jugend ist ein eben so großer Widerspruch in der thierischen als ein beständiger Frühling in der leblosen Natur. Die Kräfte des Thieres nehmen durch Zeit und Gebrauch ab, sein Körper wird schwächer und älter; es hat seine Schwachheiten, sein Alter wie der Mensch; und in diesem Zustand, hat das Thier besonders das Mitleiden und die Sorgfalt des Menschen hoch nöthig. Vernunft und Empfindung empfehlen daher dem Menschen:

Pflege deine kranken Hausthiere aufs beste, als du nach ihrer Natur immer weist und kannst; verkürze die Leiden der rettungslosen schwachen und entkräfteten Alten!

Zur Ehre der Denkungsart und Aufklärung unsrer Zeiten ist die Heilkunde der Thiere zu einer Wissenschaft geworden;

mögte

mögte nur der Nutzen dieser Wissenschaft ebenso allgemein erkannt werden, als ihre Würde jedem denkenden Menschen unverkennlich seyn mus. Wie hat doch nicht oft der Eigennutz, durch Dumheit geleitet, das Pferd und das Hornvieh gemartert, in dem man sie zu heilen suchte; und die Arzney war zehnmal unleidlicher als die Krankheit selbst. Schon in dieser Absicht ist es Pflicht die Krankheiten unsrer Hausthiere zu kennen, daß man nicht, durch übel angebrachte Arzneyen, sie vergebens martere, und selbst die Natur hat uns ja angewiesen, sie durch einen schnellen Tod von den langsamen Schmerzen zu befreien, wenn wir wissen, daß diese sich doch mit dem Tode endigen müssen, oder das Thier zu einer unnützen Last für uns und sich selber machen werden.

Ja haben wir Gelegenheit das abgelebte Hausthier zu pflegen und zu füttern,

wel-

welches uns zum Nutzen und zur Lust gewesen ist, ohnerachtet es uns in seiner Entkräftung zu keinem Nutzen mehr seyn kann; glauben wir, daß es sich zum Vergnügen leben kann, und wollen wir ihm die Freuden des Lebens gönnen; wer wird denn wohl diese unsre wohlwollenden Empfindungen gegen das Thier tadeln? Und wie oft kann dieses Wohlwollen nicht, gewissermaßen eine schuldige Erkenntlichkeit gegen dieses Thier, für den Dienst seyn, den es uns in dem vergangenen Theile seines Lebens that.

Allein oft steht es nicht in der Gewalt des Menschen diesen wohlwollenden Empfindungen zu folgen, unsre äußerliche Verfassung hindert uns, dem Thiere die Freude, die wir wünschen, zu verschaffen. Der Tod ist nun eine wahre Wohlthat für das entkräftete, leidende, hülflose Thier. Und doch ist der Mensch oft grausam genug,

nug, dem Thiere diese letzte Wohlthat zu versagen. Was ist leichter als dem Pferde einen Schus hinter das Ohr, durch Kopf und Gehirn zu geben, wodurch Sinn nnd Empfindung augenblicklich aufhört; und das Fell ist doch immer mehr werth, als was dieser Schus kostet. Dieses ist aber noch zu große Mühe für seinen fühllosen Besitzer; nun schneidet man Schweif und Mäne ab, das einzige, welches man noch von einigem Werthe an dem Thiere zu seyn glaubt, jägt es dann heraus ins offene Feld, wo es, unter der Strenge des Winters, jämmerlich zu Tode gemartert wird.

Landmann! guter Bruder! du insonderheit der oft unter harter Behandlung böser und gottloser Grundherrn geseufzt hat, führst du ihn nicht selbst an, dich zu tyranisiren, da du das Thier, das dein Diener ist, so tyranisch behandelst. Es ist ein unvernünftiges Vieh, sagst du: du bist Bauer

sagt

sagt er, und ihr thut beide gröblich Unrecht. Ihr werdet aber auch beide strenge Rechenschaft dem allgütigen Herrn der Natur abzulegen haben; du wegen deiner Unthat, die du, besonders an dem Thiere begiengst, und er wegen seiner Unart, die er besonders gegen das Thier und gegen dich zeigte.

Viertes Capittel.

Nähere Betrachtungen über den Zusammenhang der angegebenen Pflichten mit der Sittlichkeit des Menschen.

Daß unempfindsame Härte und überspante Empfindsamkeit zwey in höchstem Grade gefährliche Feinde der menschlichen Tugend und Glückseeligkeit sind, das ist wohl eine Wahrheit, der jeder, der mit einiger Aufmerksamkeit den Gang der menschlichen Seele betrachten hat, beyzupflichten sich genöthigt finden wird. Die Frage ist nur, welches dieser Laster, in seinen Folgen das verderblichste für den Menschen und die menschliche Gesellschaft ist? Und wenn wir denn Trägheit von Härte unterscheiden, so werden wir durch Erfahrung belehrt werden, daß der Hartherzige doch einigen Nu-

zen,

tzen, durch die Anlage, die er zur Festigkeit in Planen und Handlungen hat, schaffen kann: der Hartherzige hat doch überhaupt eine Art Bequemheit zu kaltem Denken, welches ihm es möglich macht bessere Einsicht zu empfangen und vernünftigere Mittel zu wählen, wohingegen die überspante Empfindsamkeit wenigen oder keinen würklichen Nutzen schaft, nur für den Augenblick, nie aber in Zusammenhang wirkt, nie nach überdachtem Plane handelt, nichts mit anhaltender Ernsthaftigkeit ausführt, und in eräugenden Fällen, alle die unnatürliche Grausamkeit begehn kan, worauf der hartherzigste Barbar jemals verfallen konte. Es ist aber beiden diesen Lastern eigen, daß sie den Menschen tief unter die Würde, die die Natur ihm bestimte, erniedrigen; beyde verderben sie das Gute, das der Mensch durch eine zweckmäßige Anwendung seiner Kräfte hätte schaffen können.

Die menschliche Natur ist eine Zusammensetzung von Sinnlichkeit und Vernunft; wir haben sowohl Gedanken als Empfindungen; da wir aber nur vergewissert seyn können, recht und gut zu handeln, wenn wir nach vollkommen deutlichen Vorstellungen handeln; so müssen auf der andern Seite unsre Vorstellungen uns so lebhaft und anwendbar werden, daß sie in Empfindungen übergehen, die im vorkommenden Falle gleich zur Hand sind, wenn wir anders mit Fertigkeit und Ernst unsre Pflicht erfüllen sollen. Die anschauende Kentnis mus symbolisch werden, wenn wir von ihrer Wahrheit vergewissert werden sollen, und wiederum mus die symbolische Kentnis anschauend werden, wenn sie leicht anwendbar, und in unsern Gedanken und Betragen wirksam werden soll. Der Mensch der blos nach natürlicher Empfindung des Rechts und Unrechts handelt, ohne deutlich über die verschiedenen Gründe und Bestimmun-

gen der Pflichten, und die verschiedenen Modifikationen dieser Pflichten nach der Verschiedenheit der aufstoßenden Umstände nachgedacht zu haben; dieser Mensch kann vielen guten Willen haben, kann auch vieles was gut und recht ist thun und gethan haben, oft aber mus er doch aus Mangel an Einsicht und geübtem Denken fehlen. Der Mensch, der in jedem Falle, wo gehandelt werden soll, mit langsamer Ueberlegung, kaltem Forschen, mistrauischer Sorgfalt prüfen und untersuchen will, dieser Mensch wird nie dahin kommen mit Fertigkeit für die Tugend zu handeln: läst, durch sein pflegmatisches Grübeln, viele schöne Anlässe zu guten und edeln Handlungen, unnütz vorbey; handelt nie mit Wärme, und geräht in Versuchung bey jeder seiner Handlungen, erst auf sich zu sehen, alles auf sich hinzuführen. Freylich ist auch das kalte Nachdenken, die forschende Prüfung nothwendig für den Menschen, wenn

er

er sich feste Grundsätze bilden soll, wonach er mit Sicherheit handeln kann; diese Grundsätze müssen aber denn einmal so sehr durchdacht seyn, müssen durch Nachdenken so viel Licht und Leben bekommen haben, so unauslöschlich tief in die Seele geprägt seyn, daß die einzelen Vorstellungen, woraus sie bestehen, freywillig, mit Leichtigkeit und Schnelligkeit in der Seele erweckt werden, wenn Gelegenheit zum Handeln sich darbietet; und nun werden sie durch ihre Klarheit und Menge, und die dadurch vermehrte Stärke, den Menschen antreiben zu thun, was recht und gut ist. Die Seele sammelt nun die ganze Masse der Vorstellungen gleichsam in einen Punct; und sie wirken mit vereinbarter Kraft, wie die Sonnenstrahlen im Brennpuncte, ohne daß irgend eine Perception aus der ganzen zusammengesetzten Empfindung, besonders die Aufmerksamkeit der Seele auf sich zieht oder auf sich zu ziehen bedarf. Ein jeder dieser

klaren oder dunkeln Vorstellungen war einst vorhin deutlicher Gedanken; damals wurde sein Werth abgewogen und entschieden: und nun im Augenblicke der Handlung, tritt die dunkle und klare, aber, durch Vereinigung mehrerer Vorstellungen, lebhafte und starke Empfindung, an die Stelle der vorhergehenden kalten Gedanken. Und solchergestalt gebürt es uns immer für die Tugend nicht blos zu denken, sondern auch zu empfinden; damit aber Wahrheit in unsern Empfindungen seyn kann, mus sie in vorhergehenden deutlichen Gedanken gegründet und vorbereitet seyn.

Diese Anmerkungen finden auch bey den Betrachtungen statt, die wir im Vorhergehenden über die Natur und Bestimmung der Thiere, und die Pflichten des Menschen gegen diese Geschöpfe Gottes angestellt haben. Wir sollen nicht mit fühlloser Härte oder gedankenloser Gleichgül-

tigkeit das Thier betrachten und behandeln; wir sollen aber auch nicht, in unserm Betragen gegen das Thier, uns von wilden unvernünftigen Empfindungen hinreißen lassen, die nur neue Quellen zu Verderben und Plage für den Menschen öfnen würden. Es wäre Thorheit und Unverstand, wenn wir bey jedem Schritt den wir thun, uns ängstigen wolten, aus Furcht die lebendigen Wesen zu zerstören, die von uns ungesehen und unentdeckbar, sich vielleicht unter unsern Füßen befinden könten; es wäre aber ebenfals Unverstand und Bosheit, wenn wir vorsetzlich ein jedes lebendiges Wesen, was uns vor Augen kömt, beschädigen und verderben wolten. Um zu empfinden, wie es vernünftigen Wesen gebürt, müssen wir, durch vorhergehendes vernünftiges Denken unsre Empfindungen ausgebildet haben; und all unser Denken bleibt nur ewig leere Tändeley und unpraktisches Grübeln, wenn unsre deutlichen Vorstellungen

nicht in Empfindungen zusammenschmelzen, und uns solchergestalt zu warmer Theilnehmung für die Dinge und zu Handlungen stimmen. Es wird aber immer die wichtigsten Folgen für den moralischen Werth des Menschen haben, wie wir in Hinsicht der Thiere denken, handeln und fühlen; weil diese unsre Handlungen immer einen beträchtlichen Theil des ganzen moralischen Wesens ausmachen, das unsre Natur auszeichnen und veredlen soll.

Der Mensch, der gedankenlos, gleichgültig, bösartig in seinem Verfahren gegen das Thier ist, wird dadurch, zu einer ähnlichen Denkungsart und einem ähnlichen Betragen gegen den Menschen gestimmt.

Quinctilian erzählt: daß die Athenienser einen Knaben zum Tode verurtheilten, weil er einer Krähe das Auge ausgeschlagen hatte, indem sie daraus schlossen, daß er ein

böser gefährlicher Mensch werden würde, und das Beyspiel eines Domitians bestätigt die Wahrscheinlichkeit dieses Schlusses. Im Anfange seiner Regierung schlos er sich zu einer bestimten Zeit des Tages ein, und fieng Fliegen und spieste sie; und dieser Fliegenhenker wurde nachher einer der grausamsten Tyranneu von der Welt *). Allein

*) Ein neueres Beyspiel hat man in Frankreichs schwachem und blutgierigem König Karl dem 9ten. Dieser König, der, nach einem ebenso verrätherischen als grausamen Plane, im Jahre 1572 40 bis 50000 Menschen seiner eigenen Unterthanen umbringen lies; der selbst aus den Schlosfenstern auf die flüchtenden Hugonotten schos, der Wollust an dem Gestank der Leiche des ermordeten Admirals Coligni fand, und die Mörder zu verdoppelter Raserey anfrischte; dieser König ist wegen seiner ausschweifenden Lust zur Jagd bekannt. Es war, unter anderm, sein Vergnügen seine Hände im Blut

was dieser gekrönte Missethäter im großen war, kann ein jeder Mensch im kleinern werden, wenn man sichs zur Lust macht das Thier zu martern, oder fühllos ist indem man demselben unnütze und unnöthige Leiden verursacht. Wie die englische Gesetzgebung in so vielen andern Dingen Beweise von der Weisheit, womit sie abgefast ist trägt, so ist sie besonders darinn merkwürdig, daß sie auch für die unvernünftigen Thiere gesorgt und der Unart Gränzen gesetzt, worauf der Mensch wider sie fallen könte.

Blut des erlegten Thiers zu waschen, und daraus vermuthet de Thou nicht ohne guten Grund, daß die viele Grausamkeit in seiner Denkungsart besonders den Ursprung hätte. Und dieser König soll doch von Natur ein gutes und wolwollendes Gemüt gehabt haben; durch den Umgang mit wilden und bösen Menschen aber, und durch das beständige Morden der Thiere, wurde er blutgierig und bös gegen die Menschen. Thuan, Histor. Lbr. 57 ad Ann. 1574.

könte. So redet der Philosoph Archenholz von dieser Sache *): „Ein andres Gesetz, wovon noch kein Reisender gesprochen, ist gegen diejenigen die unbarmherzig mit dem Vieh umgehen. Weil die Thiere sich leidend verhalten müssen, so ist es der Menschlichkeit einer so aufgeklärten Nation sehr würdig, sie wider die Grausamkeiten der Menschen zu schützen. Dergleichen Anklagen kommen oft vor, und werden ohne Schonung angesehen. Die Geldbuße ist zu 5 Schilling, 10 Schilling englisch, und mehr, nach dem Urtheile der Obrigkeit, die sie nach den Umständen und der Beschaffenheit der Sache einrichtet. Hieraus fliest denn die gute Wirkung, daß man mit den Thieren als mit vernünftigen Geschöpfen umgehet. Die Gelindigkeit die die Engländer gegen ihre Pferde und Hunde zeigen ist bekannt genug, und hat ihren Ursprung

*) England und Italien, zweite Ausgabe 2 Th. S. 154.

aus diesem Gesetze.“ Diese Gelindigkeit aber finden wir ja überall in der englischen Gesetzgebung: keine Tortur, kein Kneipen mit glühenden Zangen, kein Rädern, und dergleichen gräuliche Todesstrafen finden wir in ihrem peinlichen Halsrechte. Nur auf das crimen læsæ majestatis ist die Todesstrafe hart; und doch ist dafür gesorgt, daß der Missethäter Sinne und Bewustseyn verloren haben kan, ehe der härteste Theil der Strafe an ihm vollstreckt wird. Mus aber eine solche Gesetzgebung nicht ebenso sehr die Sitten mildern und die Denkungsart bey einer Nation verbessern, als sie bey entgegengesetzten Principen, gegen Mensch und Thier, verhärtet und verderbt werden mus.

Auch dieses ist bekant, daß die Gesetzgebung Englands die Schlächter ausgeschlossen hat unter den zwölf Geschwornen gewählt zu werden, die erkennen sollen, ob

wer

wer wegen einer Missethat belanget ist, schuldig sey oder nicht. Man hat geglaubt, daß der Mensch durch das beständige Anschauen des Bluts und Todes, bey dergleichen Auftritten gleichgültig werden mögte, und also mit weniger Behutsamkeit für die Errettung des Angeklagten sorgen dürfte, als andre, die nicht in einer zur Härte so versuchenden Lage wären. Und solte nicht diese Vermuthung mit der menschlichen Natur ganz übereinstimmend seyn? Wenn nun aber der Mensch dasjenige aus Lust thut, was andre aus Nothwendigkeit ausüben; wenn wir mit Vorsatz uns Gleichgültigkeit gegen das absichtlose Leiden und Sterben des Thieres angewöhnen, statt daß andre ihrer natürlichen Empfindung entgegen arbeiten müssen, um die Unlust zu überwinden, die ihnen ihre Handthierung verursacht; müssen denn nicht unser moralisches Verderben, und die bösen Folgen daraus in unserm Betragen gegen unsre

Nebenmenschen in eben so hohem Grade wachsen, als wir freiwillig dergleichen unsympathetische Empfindungen unterhalten und unterhalten haben. Der Herr, der seinen Hund und sein Pferd tyrannisch behandelt, ist gewis kein guter Hausherr gegen sein Gesinde: derjenige, der fühllos ist wenn er das Thier Hunger und Noth leiden läst, wird auch kalt und hart seine hungrigen und leidenden Brüder vorbeygehen können, ohne Lust oder Trieb ihrem Elende abzuhelfen.

Ja, der Mensch wird nicht auf einmal boshaft in höchstem Grade, und es giebt oft verschiedene Anlagen in der Seele, die erst spät und bey gegebener Gelegenheit sich äußern; Anlagen, woran weder wir noch andre gedacht haben, bis sie plötzlich entwickelt werden. Von unserer ersten Jugend an hören wir, daß wir Menschen lieben, Recht gegen sie ausüben sollen; wir

wach-

wachsen mit diesen Begriffen heran; sie werden klar, sie werden redende Empfindungen bey uns; und also können die entgegengesetzten unharmonischen Empfindungen gegen das Thier nicht so gleich und so merklich sich zeigen, und in allen ihren Folgen ausbrechen. In unserm gemeinen Leben, wo wir schlechthin leben ohne von einiger merklichen Leidenschaft erhitzt zu werden, kann der Mensch nicht selbst den unvortheilhaften Einflus merken, den sein böses Betragen gegen das Thier auf seinen eignen Karakter haben kann; last uns aber aus diesem simpeln Zustande der Ruhe herausgerissen werden; last Zorn und Rachgier das feurige Blut erhitzen, und derjenige, der vorhin hart und bös gegen das Thier war, wird nun mit selbiger Bitterkeit gegen seinen Bruder einherwüten. Aber wird vielleicht jemand antworten, meine Vernunft sagt mir doch immer, es ist ein Mensch, gegen den ich handle. Gut, Bruder, gebrauchst

brauchtest du die Vernunft, so würde sie dir dieses sagen; merk aber wohl, du gebrauchst keine Vernunft, wenn du das Thier mishandelst; und eben so wenig gebrauchst du die Vernunft, wenn du in der Hitze der Leidenschaften deinen Nebenmenschen mishandelst.

In einem jeden Falle, wo wir dasjenige, was bös und unrecht ist, ausüben, sind unsre Gedanken und Begierden von der Regelmäßigkeit und Ordnung abgewichen, die uns allein zur Vollkommenheit und Glückseeligkeit führen können. Eine jede Kränkung des Rechts des Thieres aber, ein jedes Uebel, das wir ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht ihm zufügen, gründet sich ja in falschen und irrigen Vorstellungen; und diese Vorstellungen harmoniren denn ebenso wenig mit unsrer eigenen als mit der Vollkommenheit des Thieres. Vollkommenheit und Wahrheit, Unvollkom-

men-

menheit und Irrthum sind immer in ungetrenter Verbindung mit einander. Wie eine Wahrheit aus einer andern entwickelt wird, kann auch Irrthum nie etwas anders als Irrthum hervorbringen und verpflanzen; und werden denn die irrigen Vorstellungen herrschend in der Seele, so reißen sie den Menschen mit sich fort, wie jener gefährliche Strudel, der alles in seinen Wirbel verschlingt. Allein wo bleibt alsdann die Vollkommenheit, der Vernunft und Offenbarung uns nachzutrachten bestimten? Oder mus nicht vielmehr vernünftiges Nachdenken uns dieses Geständnis abdringen: indem wir, ohne Nothwendigkeit und vernünftige Absicht, die Vollkommenheit und das Glück des Thieres vermindern, vermindern wir unsre eigne Vollkommenheit nnd Glückseeligkeit, da diese sich nur auf wahre Gedanken und edle Empfindungen und Handlungen gründen, und durch selbige befestigt werden kan. Eine jede Mishandlung

lung des Thieres stößt den Menschen von dem Grade der Vollkommenheit herab, worauf er stand, legt der Vollkommenheit, die er sonst erreicht hätte, Hindernisse in den Weg.

Wer hat die Gränzen der menschlichen Unart abgesteckt; und kann sie nicht von dem unbedeutendsten Anfange bis zur fürchterlichsten Höhe steigen? Gleichviel ist es aber, wie wir die ersten Wendungen gegen das Laster machen. Wir sind in dieser Hinsicht beynahe in selbigem Zustande, als die Kugel, die auf dem öbersten Gipfel eines gähen Abhanges liegt, von welcher Seite auch man ihr einen Stos giebt, so wird doch immer ihre Bewegung dadurch befördert, und sie rollt mit immer zunehmender Schnelligkeit fort, je länger der Weg ist, den sie in ihrem Laufe vor sich hat. Wenn aber die Bewegung eines solchen Körpers doch zuletzt der innerlichen Schwere

und

und des äußerlichen Widerstandes wegen geschwächt wird und aufhören mus, so kann die übel angewandte Wirksamkeit des Geistes bis ins unendliche fortgehen; wenigstens kann kein Sterblicher berechnen wo sie aúfhören soll. Niemand kann sagen: so boshaft will ich nur werden, und weiter will ich nicht gehen: niemand kann also mit irgend einem vernünftigen Grunde fragen; was hat mein Betragen gegen das Thier mit meinem Betragen gegen den Menschen zu schaffen? Gieb auf dich selbst acht, o Mensch, denke deinen Empfindungen und Handlungen nach, und soltest du nicht durch unparteyisches Forschen finden, daß deine Fühllosigkeit gegen das Thier, die wohlwollendsten Empfindungen geschwächt hat, die du deinem Bruder schuldig bist. Daß die

Bosheit, die du wider dieses Thier ausüb-
test, eine fruchtbare Mutter anderer darauf folgenden bösen Handlungen war. Du versagtest dem Thier sein Recht, und du lerntest dadurch, mit so viel wenigerm Bedenken Unrecht gegen den Menschen thun.

Väter, Erzieher, und du zärtlich fühlendes Geschlecht, das mit so vieler und uneingeschränkter Macht, Sanftheit über das menschliche Leben und die menschlichen Sitten auszubreiten, wirkt; edle, tugendhafte Weiber und Mütter unter unsrer Gattung: Seht, die Jugend, die die Natur und die Vorsehung in eure Gewalt gab, ist wie das Wachs, das einen jeden Eindruck der Hand des Meisters annimt! Euer glückliches Loos wurde es, Weisheit und Tugend

in die jungen und unerfahrnen Seelen zu pflanzen; o lehret sie denn frühzeitig, kennen und empfinden, wie alles was lebt, zur Glückseligkeit geschaffen worden; und daß unsre eigene Vollkommenheit und unser eigenes Glück, immer in unzertrennlichem Zusammenhange mit dem Glücke eines jeden lebendigen Wesens steht, worauf wir, vermittelst unsrer Lage im Leben, Einflus haben können. Lehret sie frühzeitig auf die sympathetische Stimme der Natur Acht haben, die uns auffodert, bey einer jeden Freude und Vollkommenheit unsers Nebengeschöpfes froh zu seyn; verstärkt diese Stimme durch den lehrreichen Unterricht der forschenden Vernunft, und der leitenden Erfahrung! Lehrt die Jugend, dem Thiere das Wohlwollen, die Achtung und das

Recht zu geben, welche ihm als einem lebenden Wesen und Geschöpfe Gottes zukommen; und Ihr werdet sie zu gleicher Zeit in der Achtung und dem Wohlwollen befestigen, welche sie, als Menschen, den Menschen schuldig sind.

Hi

Historische Erläuterungen

als Beytrag zur Lehre

von

der Intelligenz der Thiere.

Weil ich geglaubt, daß ich so wenig als möglich, die fortlaufende Kette der Betrachtungen über die intellektuelle Natur der Thiere abbrechen müßte, und daher in der Abhandlung selbst nur sparsam die historischen Beweise berührt habe, die zu mehrerer Erläuterung der daselbst angeführten Sätze dienen könten; so habe ich doch zugleich vermuthet, es würde nicht überflüssig, auch nicht unangenehm für meine Leser seyn, wenn ich einige der merkwürdigen Begebenheiten beyfügte, die wir von den Schriftstellern in der Naturgeschichte und von andern aufgezeichnet finden, von der Wirkungsart und den Handlungen der Thiere, insofern diese überzeugende Proben ihrer Intelligenz und der verschiedenen Grade in selbiger geben. Und zu dieser Absicht sind denn noch die folgenden Blätter bestimt.

Unter der Regierung Königs Karls des Fünften in Frankreich geschah es, daß ein gewisser Aubri von Mondidier alleine mit seinem Hunde durch den Wald bey Bondi gieng. Daselbst wurde er angefallen, erschlagen, und unter einem Baume verscharrt. Sein Hund hielt sich einige Tage an dem Orte auf, und gieng nicht weg bis der Hunger ihn dazu trieb. Nun kam er nach Paris, zu einem vertrauten Freunde des Aubri, und schein durch sein trauriges Heulen den Verlust, den er gelitten zu erkennen zu geben. Wie er zu fressen bekommen, fieng er wieder an zu schreien und zu jammern, lief nach der Thüre, und sah zurück, als wolte er sehen ob man ihm folgen wolte. Wie dieses nicht geschah, lief er zu dem Freunde seines Herrn, und zog ihn am Rocke, als wenn er ihn bitten wolte mit ihm zu kommen. Man wurde auf das seltsame Betragen des Hundes aufmerksam: daß er allein war, da er nie seinen Herrn

zu verlassen pflegte, erweckte auch Argwohn; und endlich gieng man mit ihm. Sobald er zu dem Baume kam, wo sein erschlagener Herr lag, fieng er an zu heulen, und scharte in die Erde; nun grub man nach, und fand den Körper des erschlagenen Aubris. Einige Zeit darnach begegnete der Hund zufälligerweise dem Mörder seines Herrn, den alle Schrifsteller Ritter Macair nennen; der Hund griff ihn an, und man hatte große Mühe, den Ritter zu retten. So oft sie einander begegneten, griff der Hund ihn mit gleicher Wut an. Man wurde auf die Erbitterung des Hundes gegen diesen Menschen aufmerksam. Man erinnerte sich der Treue des Hundes gegen seinen Herrn, und zugleich verschiedener Beweise, die der Ritter Macair von Has und Feindschaft gegen Aubri gegeben hatte. Einige andere Umstände vermehrten diesen Argwohn, den man gefast hatte. Der König von allem diesem unterrichtet, lies den

Hund holen, und dieser war so lange ruhig bis er ohngefehr unter zwanzig Hofleuten, den Macair gewahr wurde; itzt belte er und gieng auf den Ritter los. Es war damals Sitte, daß der Ankläger und der Angeklagte, wenn die Beweise nicht entscheidend waren, mit einander im Zweykampf kämpfen musten. Man nente diese Duelle Gottesurtheile (Ordalien) weil man glaubte, daß in solchen Fällen Wunder geschehen müsten, um die Unschuld zu retten. Der König dem es schien daß so viele merkliche Umstände wider Macair waren, befahl, daß Ritter und Hund einen Zweykampf halten solten. Der Ort dazu wurde auf der Insel Notre Dame bestimt, die dazumal noch wüste und unbewohnt war. Macair hatte zu seiner Vertheidigung einen großen Stock, und der Hund eine offene Tonne, woraus er seinen Angrif thun und worin er sich wieder zurück ziehen konte. Man lies den Hund los; gleich sprang er um seinen

Feind herum, wich seinen Schlägen aus, fiel ihn bald auf einer Seite, bald auf einer andern an, bis er Gelegenheit erhielt ihn zu fassen. Nun packte er ihn bey der Gurgel, warf ihn zu Boden; und Macair mußte nun in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes, seine Missethat gestehen. Das Andenken dieses Hundes ist durch ein Monument auf die Nachwelt bewahret, das noch über dem Kamine in dem großen Sale auf dem Schlosse Montargis zu sehen seyn soll *).

Ein Papirhändler war im Jahre 1718 von Marseille nach Toulon gereist um Papir einzukaufen, und wurde auf seiner Rückreise im Walde Cogniou, der zwischen beyden Orten liegt, umgebracht. Sein Sohn und seine Witwe gaben, nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen, alle Hofnung auf,

*) Dictionaire d' Anecdotes, Paris 1767, unterm Artikel Instinct des Animaux.

auf, den Mörder zu entdecken. Indessen geschah es eines Tages, daß der Sohn auf ein Ballhaus kam, wo ein Haufen Menschen gegenwärtig waren; er hatte den Hund seines verstorbenen Vaters mit sich, und dieser fiel mit wütendem Grim einen der gegenwärtigen an. Die andern liefen herbey den Angegriffenen zu retten; man schlug den Hund, man wolte ihn von dem Menschen wegreißen, es war aber, als wäre er fühllos bey allem was man mit ihm vornahm. Endlich lies er sich durch seinen Herrn besänftigen, Es dauerte aber nicht lange, so fiel er mit verdoppelter Erbitterung aufs neue seinen Feind an; da sein Herr ihn wiederum zur Ruhe bringen muste. Ein Kaufmann der diesen Auftritt sah, fragte den Sohn des Papirhändlers, ob sein Vater diesen Hund auf der unglücklichen Reise, die ihm das Leben kostete, bey sich gehabt; der Sohn antwortete, ja, und daß der Hund zu Hause gekommen wäre, ehe

man

man etwas von dem gewaltsamen Tode des Vaters wuste. Während sie, unter sich, dieses Gespräch führten, hielt der Sohn den Hund fest am Halsbande; der Hund hatte aber immer die Augen auf seinen Feind gerichtet, und versuchte ihm benzukommen. Nun bat der Kaufmann seinen Freund mit ihm zu gehen, und da das Betragen des Hundes Anleitung gab, die Sache zwischen Macair und Aubri zu erinnern, und es ihnen schien als wenn diese Fälle Aehnlichkeit mit einander hätten, so giengen sie zu einem Kommissair, dem sie die Geschichte erzählten, worauf er sie nach dem Ballhause begleitete. Der Hund erblickte gleich seinen Feind] unter den andern Gegenwärtigen, und grif ihn aufs Neue an. Dieses bewegte den Kommissair diesen verdächtigen Menschen in Verhaft zu nehmen; und ehe er noch zu dem Gefängnisse kam, gestand er seine Missethat *). Pyrr-

*) Hennings von Ahndungen der Thiere. Leipz. 1783. 8. S. 136. 38.

Pyrrhus, König zu Epirus, traf einmal auf einer Reise einen Hund, der mit vieler Sorgfalt den Körper seines verstorbenen Herrn bewachte. Pyrrhus lies den Körper begraben, und dem Hunde, der drei Tage Hunger und Durst gelitten zu fressen geben; und dieser faste dadurch Neigung zum Könige. Einige Zeit darnach erblickte dieser Hund, bey einer Musterung, die Mörder seines Herrn, und da er sonst from und zahm war, wurde er auf einmal so beißig und wütend, daß es unmöglich war ihn zu bändigen. Er lief von den Mördern zum Monarchen, vom Monarchen zu den Mördern, und fuhr fort sie unter den andern Soldaten zu verfolgen. Der König lies sie in Verhaft nehmen und sie gestanden die Mordthat wofür der Hund sie gleichsam belanget hatte.

In Athen hatte ein Kirchenräuber sich in den Tempel des Aeskulaps geschlichen. Er

Er raubte einige Kostbarkeiten und fand Gelegenheit zu entkommen, ohne entdeckt zu werden. Ein Hund der Capparos hies, und den Tempel bewachen solte, lärmte und belte, so viel er vermochte; da aber keiner der Bedienten des Tempels herbeykam, folgte er dem Räuber nach; und obgleich dieser mit Steinen nach ihm warf, verfolgte er ihn gleichwohl. Des Tages hielt sich der Hund in größerer Entfernung von ihm, hatte ihn aber doch beständig im Gesicht. Warf der Räuber ihm Brod zu so fras ers nicht; wenn jener sich des Nachts zur Ruhe legte, blieb der Hund in der Nähe; wenn er, des Morgens sich wieder auf den Weg begab, begleitete ihn der Hund. Begegnete er andere Leute auf dem Wege, so war er freundlich gegen sie, den Räuber aber belte er an. Als man im Tempel den Raub entdeckte, setzte man dem Diebe nach. Die Ausgesandten, die unterweges von dem Betragen des Hundes hörten, fragten von wel-

welcher Größe und Farbe er sey, und diese Nachrichten ermunterten sie, desto eifriger den Flüchtenden zu verfolgen. Sie erreichten den Dieb in der Stadt Crommyon, und brachten ihn von da nach Athen. Froh lief der Hund itzt vor ihnen her zurück. Die Athenienser untersuchten die Wahrheit der Geschichte, ließen darauf den Hund so lange er lebte, auf Kosten des Stats unterhalten, und trugen es den Priestern des Tempels auf für seine Pflege zu sorgen, wozu ein bestimtes Quantum Korn angewiesen wurde *).

Eine Bologneser Hündinn, der man die Nacht über eine Art Kleidung angab, erwachte insgemein des Morgens zuerst, und schlich sich aus dem Hause ihres Herrn, zu einem andern, wo sie einen Hund selbiger Art besuchte. Sie bemühte sich daher durch

*) Plutarchus de solertia Animalium.

durch unterschiedliche Schmeicheleien einen oder den andern der Leute des Hauses zu vermögen, sie ihrer Nachtkleidung zu entledigen; einmal aber, als keiner ihr hierinn behülflich seyn wolte, erfand sie, durch allerley Wendungen des Körpers sich selbst zu entkleiden, und gieng darauf nach Gewohnheit aus. Mittags und Abends kam sie wieder nach Hause. Unterweilen geschah es, daß das Haus, welches sie besuchte, nicht offen war; denn gieng sie gerade gegen über, und belte so lange bis sie eingelassen wurde. Dieses Bellen war aber unangenehm; man machte daher nicht allein die Thüre zu, sondern man warf auch Steine aus den Fenstern um den Hund fortzujagen. Nun schmiegte sie sich so dicht unter der Thüre an, daß die Steine, sie nicht treffen konten; man grif daher dazu sie wegzupeitschen, und wiederholte dieses so oft sie wieder kam. Einige Zeit darnach gieng dieses Thier wieder nach dem Hause,

und wartete, ohne zu bellen, bis die Thüre geöfnet wurde, man jagte es aber wieder weg; und eine Zeitlang kam es nicht wieder. Endlich wagte es sich wiederum hin, und belte nicht allein soviel es vermochte, sondern hielt sich an einer Stelle, wo die Leute des Hauses es weder mit Steinen treffen, noch seiner habhaft werden konten. Nun lies man den Hund zwar unterweilen ein, er muste aber doch allerley ausstehen, und dieses währte beynahe ein ganzes Jahr. Einmal, als der Hund nach Gewohnheit stand und belte, sah er daß ein Junge an die Thüre gieng und mit dem Hammer anklopfte, worauf denn die Thüre aufgemacht wurde. Nun hielt der Hund sich stille bis er sah, daß niemand an den Fenstern war, der ihn bemerken konte, schlich sich darauf längs dem Hause nach der Thüre, sprang einige Mal in die Höhe nach dem Hammer, und bewegte ihn, daß er klopfte. Man fragte im Hause, wer da klopfte, und als

nicht

nicht geantwortet wurde, machte man auf; worauf der Hund hinein lief. Diesen Streich wiederholte er denn österer; man bewunderte die Schlauigkeit des Thieres und gönte ihm itzt freien Zutritt ins Haus *).

Norarius erzählt, daß ein alter Reisender aus Bethlehem in Judäa nach Nürnberg kam, und dem Kayser Maximilian vorgestelt wurde, der ihm 10 Ducaten reichen lies. Der Bethlehemit nahm einen deutschen Soldaten mit sich zur Gesellschaft; dieser aber, von dem Golde versucht, sah seine Gelegenheit ab, und brachte den Bethlehemiten im Walde bey Nürnberg um, wo er ihn verscharrte. Der Kayser, der nicht wuste, daß der Fremde fort war, fragte nach ihm, und als er nichts von ihm erfuhr, als daß er schon vor langer Zeit

*) Creiling, in principiis Philosophiæ Leibnitii pag. 18. 19. 20.

weggereist sey, faste er Argwohn, und befohl einer gerichtlichen Person, er solte Nachricht von dem Fremden schaffen, oder Ungnade und Strafe gewärtig seyn. Als dieser uun in der ganzen Gegend herum suchte, ging er zufälligerweise in eine Schenke, wo just der Mörder damals sas und sich bey Wein und Käse und Brod gütlich that; und der Hund des Verstorbenen, der seinen Herren aus Syrien bis in Deutschland begleitet hatte, sas neben ihm. Nun geschah es nach damaligen Gebrauch daß der Mörder dem Justizbedienten ein Glas Wein bot. Dieser, vermuthlich ärgerlich, daß er nicht auf die Spur des Mörders kommen konte, antwortete verdrieslich: Was wilst du mir zutrinken? und wie er dieses gesagt hatte, sprang der Hund auf, dem Mörder ins Gesicht. Der Justizbediente der aufmerksam wurde, daß der Hund so unmittelbar auf seine Anrede den Mann anfiel, der ihm zu essen gab, sprach: du hast ganz gewis

wis dem Bethlehemiten das Leben genommen, und der Mörder wurde so verwirrt, daß er seine Missethat gestand. Wie er an den Ort geführt wurde, wo die Mordthat geschehen war, lief der Hund voran, und entdeckte einen Zipfel des Mantels seines erschlagenen Herrn. Er begleitete auch den Missethäter zum Richtplatze, und als er enthaubtet war, bezeigte der Hund dem Scharfrichter viele Freundlichkeit, begleitete ihn nach Hause, und blieb nachher beständig bey ihm.

Eine andere merkwürdige Begebenheit erzählt Rorarius von einem Secretär Namens Joh. Maurus Archanus, der sein besonderer guter Freund, und ein großer Liebhaber der Jagd war. Einst, als er sehr hitzig einen Hirsch verfolgte, fiel er in einen tiefen Graben, und hatte niemand außer seinem Hunde bey sich. Dieser lief nach Hause, heulte und gebehrdete sich übel

und lief hin und zurück, als wolte er die Leute des Hauses überreden mit ihm zu gehn. Dieses geschah denn endlich, und nun führte er sie gerade nach dem Graben, da sie denn seinen Herrn heraus zogen.

Ein Kaufmann machte einmal eine Reise zu Pferde und sein Pudel lief neben her. Die Absicht der Reise war, eine beträchtliche Summa Geldes einzufodern, die er zu gute hatte; der Kaufmann empfing das Geld und ritt vergnügt nach Hause. Unterweges fiel das Felleisen, worinn er das Geld hatte, vom Pferde, und der Kaufmann merkte es nicht; der Hund sah es aber; und als er nicht den Sack mit sich schleppen konte, lief er seinem Herrn nach, sprang ans Pferd herauf, und bellte so stark und anhaltend, daß der Kaufmann nicht wuste was er davon denken solte. Er befahl ihm zu schweigen, gab ihm einen Schlag mit der Peitsche, allein alles vergebens.

Der

Der Hund fuhr fort zu heulen und zu bellen, sprang ans Pferd hinauf, als wolte er seinen Herru herunterreißen; und als dieser ihn mit der Peitsche schlug, fiel er das Pferd mit Bellen und Beißen an, als wenn er es zum Stehen bringen wolte. Der Kaufmann erschrack, und glaubte der Hund wäre wütend geworden. Er liebte den Hund, und es schmerzte ihn, daß er sich genöthigt sah, ihn umzubringen. Lange versuchte er ihn durch Zureden zu besänftigen, wie aber nichts helfen wolte, ergrif er ein Pistol, zielte auf den Hund, kehrte das Gesicht ab, und drückte los. Der gute Pudel stürzte, kam aber wieder zu sich selber, kroch ängstlich und winselnd zu seinem Herrn. Dieser konte den Anblick nicht ertragen, gab dem Pferde die Sporen, und jagte weg. Bald darnach konte er doch nicht umhin zurück zu sehen, indem er sich aber auf dem Pferde umwendet, sieht er, daß das Felleisen weg ist. Nun fiel es ihm gleich ein,

daß dieses Felleisen die Ursache von dem besondern Betragen des Hundes gewesen seyn mögte, und betrübter um seinen Hund als bekümmerm für sein Geld, ritt er in vollen Galop nach der Stelle zurück, wo er den Hund erschossen hatte. Dieser war nicht mehr da; als der Kaufmann aber seiner blutigen Spur folgte, fand er dieses arme getreue Thier bey dem Felleisen liegend, wohin er von seinem Herrn verwundet und verlassen gekrochen war. Der Kaufmann sprang vom Pferde, um zu sehen, ob sein Hund noch gerettet werden konte; aber — der sterbende Hund leckte freundlich seine Hand, und starb *).

Dr. Beattie, einer der itztlebenden berühmten Philosophen Englands, erzählt in einer seiner Schriften folgende Geschichte mit

*) Kleine Kinder-Bibliotheck, herausgegeben von Kampe. 2 B. Hamburg 1779. S. 36-39.

mit einem Hunde, der ganz die Glaubwürdigkeit der vom Rorarius angeführten Begebenheit mit dem Archan bestärkt. Einer der Freunde dieses Philosophen, gieng einen Wintertag auf die Jagd mit seinem Huude. Sie musten über einen Strom gehen, der zugefroren war; das Eis brach aber, und der Jäger fiel ins Wasser. Zum Glück hatte er seine Flinte quer vor den Leib gehalten, und da diese über die Oefnung lag und an beiden Seiten auf dem Eise ruhte, hatte er an ihr eine Stütze, woran er eine Zeitlang sich halten konte. Aus dem Wasser konte er aber nicht kommen; er befürchtete das Eis los zu arbeiten, worauf die Flinte ruhte, denn alsdenn muste er ohne Rettung umkommen. Der Hund der die Noth seines Herrn sah, versuchte durch allerley Künste ihn zu retten, aber vergebens. Nun lief der Hund was er konte, nach dem nächsten Dorfe, machte allerley Schmeicheleien vor allen die ihm begegneten,

 und

und that, als wenn er ihnen was sagen wolte; und als sie ihn nicht verstanden, faste er sie an dem Rocke und zog sie nach der Gegend hin, wo sein Herr war. Einige die sich über die Geschäftigkeit des Hundes wunderten, giengen mit ihm, kamen zu dem Eise, fanden den Mann und retteten ihn *).

Die Begebenheit, mit Androklus und dem Löwen, ist aus den Alten bekant genug, und man kan meines Bedünkens, mit so viel wenigerm Grunde ihre Glaubwürdigkeit in diesen und andern ähnlichen Fällen in Verdacht ziehen, da sie blos erzählen, ohne Schlüsse aus diesen Erzählungen zu ziehen; da sie sie anführen, nicht um diesen oder jenen philosophischen Lehrsatz zu bestärken, sondern sie als bloße Begebenheiten hinsetzen, und es dem Leser überlassen Folgen

*) Götting. Taschen-Kalender aufs Jahr 1784. S. 68.

gen daraus zu ziehen. Und wenn wir denn über diese Fakta philosophiren, kann es nie die Frage seyn, ob sie mit unserm Systeme von den Thieren übereinstimmen oder nicht.

In einer der Schauspiele, die man in Rom gab, wo der Missethäter mit den wilden Thieren kämpfen muste, war insonderheit ein Löwe, wegen seiner ungewöhnlichen Größe nnd Wildheit, merkwürdig und fürchterlich. Als nun der Löwe gerade vor dem Elenden stand, der zu seinem Opfer bestimt war, veränderte er auf einmal sein ganzes Wesen, wedelte vor ihm mit dem Schwanze, als ein Hund vor seinem Herrn, und leckte ihm mit vieler Demuth Hände und Füße. Der Mensch erholte sich durch die Freundlichkeit dieses Löwen nach gerade wieder, und als sein Entsetzen sich gelegt hatte, erkante er den Löwen, und sie machten nun einander allerley Liebkosungen. Dieser Auftritt setzte die ganze Versamlung in Erstaunen;

nen; selbst der Kayser wurde aufmerksam, lies den Menschen vor sich rufen, und fragte: wie er sich vor diesem wilden Thiere hätte retten können. Ich bin ein Sclav, sagte er, mein Name ist Androklus. Als mein Herr Prokonsul in Africa war, behandelte er mich sehr hart und unmenschlich. Ich entfloh, und weil das ganze Land unter seiner Bothmäßigkeit stand, begab ich mich tief in die Wüsteneyen Lybiens hinein, in dem festen Entschlusse, entweder da Lebens-Unterhalt zu finden oder zu sterben. Mitten im Sande wurde ich, in der grösten Mittagshitze, eine Höhle gewahr; ich gieng hinein um Schirm wider die Hitze zu suchen. Ich war nicht lange da gewesen, so sah ich gerade diesen Löwen, dessen Freundlichkeit gegen mich man bewundert, hereinkommen, und sein starkes Geschrey gab mir Anlas zu vermuthen, daß er vielleicht verwundet seyn mögte. Ich versteckte mich in den dunkelsten Winkel der Höhle,

und glaubte daß es mit mir aus sey. Der Löwe entdeckte mich, kam gegen mich, nicht drohend, sondern in einer bittenden Stellung, und hielt mir seinen Fus vor, worinn er einen großen Dorn getreten hatte. Ich zog diesen heraus, und durch die Geduld die das Thier zeigte, wurde ich dreister, drückte den Eiter aus der Wunde, wusch sie, reinigte sie so gut als ich konte, und brachte sie so weit, daß sie heilen konte. Der Löwe fand Erleichterung, legte sich nieder mit der Tatze in meiner Hand und schlief ein. Seit diesem Tage lebte ich drey Jahre mit ihm in dieser Höhle, und von eben der Speise, als er. Der Löwe gieng auf die Jagd, und brachte mir ordentlich einige Stücke der Thiere, die er erlegt hatte. Aus Mangel an Feuer, trocknete ich das Fleisch in der Sonne. Endlich wurde ich dieses wilden Lebens überdrüssig, und einst als der Löwe auf der Jagd war, begab ich mich aus der Höhle heraus. Kaum

hatte

hatte ich drey Tagereisen gemacht, so wurde ich von Soldaten erkant und ergriffen, darauf von Afrika nach Rom gesandt und meinem Herrn übergeben. Er verurtheilte mich zum Tode, den ich hier zu finden erwarte. Der Löwe mus kurz nach meinem Abschiede von ihm, gefangen worden seyn, und da er mich nun wieder findet, vergilt er den Dienst, den ich ihm vorhin geleistet habe. Das versammelte Volk, das diese Begebenheit erfuhr, bat mit großem Geschrey um das Leben und die Freiheit des Androklus; beides wurde ihm geschenkt und der Löwe dazu, den er auf den Straßen in Rom mit sich herumführte.

Die Geschichtschreiber Paraguais erzählen eine nicht weniger merkwürdige Begebenheit von einer Löwin. Die Spanier wurden in Buenos Aires von den Bewohnern des Distrikts eingeschlossen; die Kolonie litt große Noth an Lebensmitteln und

alle diejenigen, die sich herauswagten etwas zu sammeln, wurden von den Wilden umgebracht; der Gouverneur verbot daher daß niemand unter Lebensstrafe, sich aus der Stadt wagen solte. Indessen glückte es doch einer Frau mit Namen Maldonata, die Aufmerksamkeit der Wache zu hintergehen. Nachdem sie eine lange Zeit auf den wüsten Feldern herum geirret war, sah sie eine Höhle, worinn sie sich sicher zu finden glaubte; fand aber zu ihrem Erschrecken, eine Löwin in der Höhle. Doch verschwand bald ihre Furcht, weil die Löwin durch ihr Jammern und ihre Freundlichkeit die Hülfe der Maldonata anzuflehen schien; die Löwin war in Geburtsschmerzen und Maldonata kam, so gut sie immer konte, der Natur zu Hülfe, daß die Löwin glücklich entbunden wurde. So lange die Jungen klein waren, gieng die Löwin täglich nach Atzung aus, und brachte immer ihrer Wohlthäterinn einen Theil, den sie zu

ihren

ihren Füßen legte; als sie aber ihre Jungen mit sich herausnahm, blieb sie aus, daß Maldonata sie nicht mehr zu sehen bekam, und nun selber für ihren Unterhalt sorgen muste. Dadurch fiel sie denn in die Hände der Indianer, die sie zur Sklavinn machten; nachher wurde sie wieder von den Spaniern befreiet, die sie nach Buenos-Aires führten. Der Höchstkommandirende, ein harter und grausamer Mann, glaubte daß sie nicht genug gestraft wäre, da sie einen Befehl übertreten hätte, auf deren Uebertretung die Todesstrafe gesetzt wäre. Er befahl nun, sie solte auf ofnem Felde an einen Baum gebnnden werden, um Hungers zu sterben, welchem Uebel sie durch ihre Flucht zu entgehen gesucht. Nach Verlauf zweyer Tage, wolte er wissen wie es ihr gienge. Aber, wie standen die ausgesandten Soldaten nicht verwundert, als sie Maldonata gesund und wohl, von Löwen und Tigern umgeben sahen, die sich ihrer doch nicht nähern

hern durften, weil eine Löwin zu ihren Füßen lag, und nebst einigen jungen Löwen sie zu vertheidigen schien. Als die Löwin die Soldaten sahe gieng sie bey Seite, als wenn sie ihnen Platz machen wolte, daß sie ihre Wohlthäterin los machen könten. Moldonata erzählte ihnen itzt die Begebenheit mit dem Thiere. Als sie sie los gemacht hatten, um sie nach Buenos-Aires zurückzubringen, bezeigte die Löwin ihr viele Freundlichkeit, und schien gleichsam zu beklagen, daß sie sich trennen solten.

In den Historien von den Kreuzzügen wird erzählt, daß ein Ritter Gottfried de la Tour, der mit auf dem ersten Kreuzzuge nach Palästina war, eines Tages, als er durch einen Wald ritt, plötzlich ein ängstliches Jammergeschrei hörte. In dem Gedanken einen unglücklichen Menschen zu retten, eilte der Ritter muthig durch den Wald hin; wie wurde ihm aber, als er

einen Löwen sah, um dessen Leib sich eine gewaltige Schlange geschlungen. Den Bedrängten zu Hülfe zu kommen ist die Pflicht eines ächten Ritters, und von diesem Gedanken beseelt, war es ihm gleichviel ob es Thier oder Mensch sey, genug, hier war ein nothleidendes Geschöpf das seiner Hülfe bedurfte, und durch einen Säbelstreich der die Schlange von einander hieb, rettete er den Löwen von diesen gefährlichen Fesseln. Von der Stunde an begleitete dieses dankbare Thier beständig seinen Erretter, folgte ihm überall als ein zamer Hund, und äußerte nur seine natürliche Wildheit nach dem Wink und den Willen Gottfrieds de la Tour. Natürlicherweise war diesem wohl damit gedient einen solchen Krigsgefährten zu haben. Endlich war der heilige Krieg glücklich geendigt, und der Ritter machte sich zur Rückreise nach Europa bereit; er wolte gern seinen getreuen Löwen mit sich haben; kein Schif-

fer

ser war aber zu überreden, dieses gute Thier an Bord zu nehmen; es muste also an dem Ufer zurück bleiben. Der Löwe der sich von seinem geliebten Herrn geschieden sah, fieng nun erst an fürchterlich zu brüllen, gleich darauf aber stürzte er sich ins Meer und schwam dem Schiffe nach. Zulezt wurde er kraftlos, er sank, und die Wellen verschlangen dieses edle Thier, das, durch die Treue und Liebe, die es bis in den Tod gegen seinen Herrn gezeigt hatte, wohl ein besseres Schicksal verdient gehabt *)

Der Naturforscher Steller erzählt vom Seeotter, der an den kamtschadalschen Küsten, zwischen dem 50 und 55sten Grad der Breite gefangen wird, daß man ihn unterweilen in Netzen fängt; wenn er aber hinein geräth, überfällt ihn eine solche Angst, daß er sich die Vorderfüße abbeist. Auf Berings Eyland lagen sie in ganzen Hau-

*) Litteratur und Völkerkunde 6 B. S. 38.

sen überall an den Ufern, und fürchteten sich nicht vor dem Menschen, sondern versammelten sich vielmehr, und verließen den Ort nicht bis viele von den ihrigen erschlagen waren, und sie dadurch die Gefahr kennen und sich durch die Flucht retten lernten; sie spielen wie die Affen, und übergehen an Munterkeit, Spielen und Laufen alle andere Amphibien. Dieses Thier ist in seinem Laufen sehr schnell, und sehr listig und nimt viele Umwege. Wenn es aber sieht, daß der Weg zum Meere versperrt ist, und es gezwungen wird stille zu stehen, so macht es einen krummen Rücken, sprudelt als eine wilde Katze, und thut als wenn es auf seinen Feind springen wolte. Oft fielen sie auf einen einzigen Schlag, und stelten sich als wenn sie tod wären; sobald sie aber sahen, sagt der Verfasser, daß wir mit andern zu thun hatten, liefen sie schnell davon, weswegen wir sie für sehr schlau hielten. Unterweilen trieben wir sie zusammen, ohne

Absicht ihnen schaden zu wollen, und griffen nach unsern Keulen; dann warfen sie sich schmeichelnd nieder, sahn sich rund herum, krochen langsam zwischen uns hin, als Hunde; sobald sie sich aber außer Gefahr sahen, nahmen sie mit starken Sätzen den Weg nach dem Meere zu. Wenn sie der Keule des Jägers entkommen sind, machen sie allerley lächerliche Geberden, sehen ihn steif an, und halten den einen Fus über den Kopf, als wenn die Sonnenstrahlen ihnen beschwerlich fielen.

Das Weibchen trägt ihre Jungen, sowohl auf dem Lande als auf dem Meere, im Munde; wenn sie auf der See schlafen, halten sie sie zwischen den Vorderbeinen, als eine Mutter ein Kind zu halten pflegt. Sie werfen sie auch ins Wasser, daß sie schwimmen lernen sollen, nehmen sie aber, wenn sie müde geworden sind, wieder zu sich, und küssen sie, wie Menschen. Wenn

die Mutter am Lande schläft, hält das Junge, das denn auf ihrer Brust, oder in ihren Armen liegt, unterdessen Wache. Diese Thiere lieben ihre Jungen ungemein; man mag sie zu Lande oder zu Wasser verfolgen, sie lassen doch nicht die Jungen, die sie im Munde tragen, fallen, außer in der äußersten Noth, wenn sie selber in Lebensgefahr sind. Daher werden sie auch oft erschlagen, wenn sie sonst hätten entlaufen können. Oft habe ich, sagt der Verf., mit Vorsatz, die Jungen weggenommen und die Mütter nicht todgeschlagen. Denn jammerten sie aus Kummer wie ein Mensch, und folgten mir eine große Strecke, als ich einmal mit zweyen Jungen gieng. Sie riefen den Jungen mit einer Stimme, die dem Weinen kleiner Kinder glich. Ich setzte mich in den Schnee, sie kamen mir nun ganz nahe und standen bereit die Jungen zu nehmen, die auf dem Schnee lagen. Nach Verlauf von acht Tagen kam ich wiederum an den Ort, wo

ich

ich die Jungen genommen hatte, und fand daselbst ein Weibchen, das aus großem Gram nicht den geringsten Versuch zum Fliehen machte, sondern sich erschlagen lies. Wie ich ihr das Fell abzog, war sie in acht Tagen so mager geworden, daß nur wenig Fleisch an den Knochen war. Und dieses ist mir öftrer vorgekommen. Ein andermal sahe ich von weitem eine Mutter mit ihrem jährigen Jungen schlafen. Wie die Mutter uns gewahr wurde, lief sie zu dem Jungen, weckte es, und gab ihm Zeichen die Flucht zu nehmen; weil es aber lieber schlafen als fliehen wolte, nahm sie es zwischen den Vorderbeinen, und wälzte es als einen Stein ins Meer *).

Vom Seebären giebt uns Steller folgenden Bericht: Die Mütter haben große Liebe für ihre Jungen, und bekommen allgemein nur eines, selten zwey. Die Weibchen

*) Hamb. Magazin, 11 Bd. S. 471. u. s. w.

chen liegen, wenn sie geworfen haben, haufenweise an den Ufern mit ihren Jungen; und die Jungen spielen schon die ersten Tage, mit einander. Sie üben sich auch im Kämpfen, und wenn einer von ihnen über den Haufen geworfen wird, läuft der Vater brummend hinzu, scheidet die Streitenden, leckt den Ueberwinder, und sucht ihn mit dem Maule zu Boden zu werfen. Je mehr der junge widersteht, desto lieber ist es dem Vater. Die trägen Jungen sind dahingegen nicht so beliebt bey dem Vater; daher kömmt es, daß einige beständig um den Vater, andere beständig um die Mutter sind. Die Mänchen haben oft acht, funfzehn bis funfzig Weiber, und sind sehr eifersüchtig; so daß sie, wenn ein fremder Bär Mine macht, sich zu nähern, wie rasend werden. Obgleich viele Tausend haufenweise an den Ufern liegen, macht doch ein jeder Haufen eine besondere Familie aus. Eine einzige Familie aus alten und jungen kann sol-

chergestalt oft aus hundert und zwanzig Stück bestehen. Die Thiere sind so boshaft und ehrgeizig, daß sie lieber sterben als weichen. Sobald sie einen Menschen erblicken, gehen sie ihm entgegen, und wollen ihn nicht weiter kommen lassen. Die andern nehmen denn ein jeder seinen Platz, und machen sich zum Kampf bereit. Wir sahen uns daher genöthigt uns mit ihnen zu schlagen, um unsern Weg fortsetzen zu können, und warfeu große Steine unter sie. Sie ließen nun ihre Wut an den Steinen aus, giengen aber immer eifriger auf uns los, und erfüllten die Luft mit einem erstaunlichen Gebrüll. Wir versuchten nun ihnen die Augen, die weit aus dem Kopfe hervorstehen, auszuschlagen, und warfen ihnen Steine zwischen die Zähne; so verwundet und blind aber das Thier auch wurde, durfte es doch nicht weichen. Denn wenn es sich zurückzieht, wird es von den andern, die hinten sind, angefallen, und die beißen denn

den Flüchtenden und zwingen ihn zum Bleiben. Weil das eine Thier das andere, das fliehen will, aufzuhalten sucht, geschieht es daß sie einander in Verdacht halten die Flucht nehmen zu wollen, und dieser Streit wird denn oft sehr allgemein. Wenn zwey sich mit einem schlagen, kommen die andern dem schwächern Theil zu Hülfe. Währender Zeit daß sie sich so auf dem Lande schlagen, stecken andere, die im Meere sind den Kopf hervor, und sehen eine Zeitlang zu, endlich werden sie auch aufgebracht, begeben sich ans Land, und mischen sich in das Gefecht.

Wenn zwey eine Zeit lang mit einander gestritten haben, legen sie sich neben einander, lecken einander, und ruhen aus, darauf fangen sie denn den Streit wieder an. So lange sie an Kräften gleich sind, schlagen sie sich blos mit den Vorderbeinen; wenn der eine aber Ueberhand bekömt,

greift

greift er den andern mit den Zähnen an, und stößt und wirft ihn auf die Erde. Sobald die andern, die unterdessen Zuschauer gewesen sind, dieses sehen, laufen sie herbey, und helfen dem Ueberwältigten.

Die Mänchen haben große Liebe zu ihren Weibchen und Jungen; und diese haben wieder große Furcht vor jenen. Wir bekamen oft Lust, die Jungen den Weibchen wegzunehmen; wenn denn die Mutter floh, und nicht das Junge mit sich nahm, sondern uns es nehmen lies, fiel der Vater nicht uns an, sondern packte die Mutter mit den Zähnen und sties sie zwey, dreymal so hart an den Felsen, daß sie wie todt lag. Sie erholte sich wieder, kroch demüthig zu dem Männchen, und weinte so, daß die Thränen auf die Brust herunter träufelten. Indessen gieng er auf und ab, knirschte mit den Zähnen, rollte die Augen schrecklich im Kopfe herum, und warf den Kopf von einer Seite

zur

zur andern. Endlich, als er uns mit dem Jungen weggehen sah, fieng er zugleich mit ihr an, so stark zu weinen, daß die ganze Brüst bis an den Beinen von Thränen nas wurde. So weint auch dieses Thier, wenn es verwundet worden oder ihm ein großes Unrecht geschehen ist, und es sich nicht rächen kann. Ich habe bemerkt, sagt der Verf., daß die gefangenen Seekälber auf ähnliche Art weinen.

Diese Thiere geben einen verschiedenen Laut von sich, je nach ihren verschiedenen Umständen. Wenn sie auf dem Lande liegen, und zum Zeitvertreib schreien, so lautet ihre Stimme beynahe als das Gebrüll der Kühe, wenn sie kalben. Wenn sie sich schlagen, brummen und brüllen sie wie Bären. Wenn sie gesiegt haben, geben sie einen klaren und wiederholten Laut, als die Grille; sind sie aber verwundet und überwunden, ächzen sie heftig, wie die Katzen

und

und Seeotter. Auf ebenem Felde laufen sie sehr schnell, daß man ihnen schwer entlaufen kann; sie können aber nicht leicht die Anhöhen hinaufkommen. Einmal, sagt der Verf., haben sie mich mehr als sechs Stunden belagert gehalten, und endlich wurde ich genöthiget eine sehr steile Anhöhe hinan zu klettern, um auf diese Art vor diesen aufgebrachten Bestien sicher zu seyn *).

Unter andern Bemerkungen von der Intelligenz und Oekonomie des Landbären, ist insonderheit die Schlauigkeit merkwürdig, mit welcher er, nach dem Berichte der Kamtschadalen, das sehr schnelle Rennthier, fängt. Die Rennthiere halten sich in zahlreichen Haufen beysammen, weiden ins gemein in den niedern Gegenden, und ernähren sich von dem Grase, das am Fuße der Felsen und gähen Anhöhen wächst. Wenn der Bär sie erblickt, wählt er sich einen

Platz,

*) Hamburg. Magazin 11 B. S. 285.

Platz, der höher liegt als der Ort wo sie grasen, nähert sich ihnen mit Vorsicht, und versteckt sich, je näher er kömt, zwischen den Felsen. Wenn er nun gerade über ihnen ist, und nahe genug sein Vorhaben auszuführen, so fängt er an mit seinen Tatzen Stücke des Felsens loszureißen, und sie auf die Rennthiere herab zu wälzen. Gleich darauf verfolgte er sie nicht; sondern wartet so lange bis er einen der Heerde getroffen hat, denn fält er über seine Beute her, und ist bey seinem Angriffe glücklich oder nicht glücklich, je nachdem das Rennthier mehr oder weniger verwundet ist *)

Von der sehr merkwürdigen Intelligenz der Pferde hat man verschiedene sonderbare Erfahrungen. Herr Boussanelle, Ka-

*) Neueste Reisebeschreibungen, oder Jacob Cooks dritte und letzte Reise. Nürnberg und Leipzig 8. 1786. 2 Th. S. 375. u. s. w.

Kapitain des Kavalerie-Regiments Beauvilliers, erzählt in seinen Observations militaires, folgende Begebenheit: Einem Pferde in seiner Kompagnie wurden die Zähne auf einmal so stumpf, daß es weder Heu noch Haber kauen konte. Dieses Pferd wurde zwey ganzer Monate lang von zween andern Pferden, die bey ihm standen und mit ihm aus einer Krippe fraßen unterhalten, sie kauten ihm nemlich das Heu und den Haber, und legten es ihm hin. Der Verfasser versichert, daß die Officiere und Gemeinen der ganzen Kompagnie von dieser Begebenheit Zeugen waren *).

Professor Krüger erzählt, daß einer seiner Freunde eine Nacht, auf seinem eigenen Pferde, durch einen Wald heim ritt; da er stark zuritt, sties er sich unversehens an

*) Hennings Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere. Halle 1774. S. 447.

an einen Ast, und fiel vom Pferde. Das Pferd kehrte gleich nach dem Orte zurück, wo sein Herr her gekommen, und weil das Haus verschlossen war, klopfte es mit den Hinterfüssen so lange an, bis die Leute erwachten, und aufmachten. Als sie das Pferd ohne Reuter sahen, eilten sie auf dem Wege nach dem Hause seines Herrn mit ihm fort, und kamen durch seine Anweisung an den Ort, wo es seinen Herrn verloren hatte *).

Die Araber haben eine Art Pferde, die nach ihrer Meinung, ursprünglich von der Stutterey des Königs Salomons abstammen sollen. Sie trauen einigen Zweigen dieser Pferderace die Klugheit zu, daß sie, wenn sie in einer Schlacht verwundet, und also untüchtig werden ihren Reuter zu tragen, sich wegbegeben um ihn in Sicherheit

*) Dr. J. G. Krügers Experimental Seelenlehre. Halle und Helmstadt 1758. S. 333.

heit zu bringen. Fält der Reuter ab, so bleiben sie bey ihm stehen, und wiehern bis er Hülfe bekömt. Schläft er auf offenem Felde, so wiehern sie, wenn sie einen Räuber erblicken *)

Die Tataren und Kalmucken lassen ihre Pferde-Tabunen oder Heerden frei herumlaufen; tausend Heerden mischen sich nicht unter einander, und von der jungen Zucht geht nichts verloren, gleichwohl laufen diese Pferde ohne Aufsicht herum. Wenn ein Tatar eine solche Heerde anlegt, zeichnet er einige Stutten und ein paar Hengste, und daran kennt er sein Eigenthum. Die Hengste sind denn die Aufseher dieser Heerden. Sie halten sich immer an den Seiten auf, daß kein Stück sie verlassen kann. Sehen sie fremde Heerden, so treiben sie ihre eignen in einen Haufen zusammen, und

 stellen

*) Niebuhrs Beschreibung von Arabien S. 162.

stellen sich an die Spitze. Ebendas thut auch die andre Heerde, die ihnen entgegen komt; und nun kämpfen die Hengste mit einander, bis sie müde oder verwundet werden, denn verlassen sie einander mit ihren Heerden. Läst sich ein Geräusch hören so laufen die Hengste auf Anhöhen, und beobachten genau alles. Auf diese Weise, können die Heerden sich weder vermischen, oder einzele Stücke davon laufen *).

Pallas erzählt dasselbe von den kirgisischen Pferden **). Sie theilen, sagt er, ihre Pferde in Tabunen, und haben nur einen Hengst bey einer solchen Tabune; die andern Hengstfüllen werden gewallacht. Der

*) Müllers Samlung russischer Geschichte, 9 Th. S. 42.

**) Pallas Reise durch verschiedene Provinzsen des russischen Reichs, in einem ausführlichen Auszuge. Frankfurt und Leipzig 1776. 8. 1 Th. S. 340.

Der Tabun-Hengst steht der Heerde als Hirt vor, und hält sie beysammen, wenn eine Stutte aber die Heerde verläst, und Umgang mit einem andern Hengste hat, so wird er sie nicht mehr in seiner Heerde leiden. Derselbe Verfasser erzählt auch von wilden Pferden, die sich ebenfalls in Heerden von 5 bis 20 Stück und darüber, zusammenthun; und diese Heerde besteht denn aus Stuten, Füllen, und einem Hengste. Wenn die Hengstfüllen heranwachsen, jagt der alte Hengst sie von der Heerde, und man sieht sie einzeln weit hintennach folgen, bis sie stark genug sind, sich selbst eine Heerde junger wilder Stutten zu schaffen. Diese Pferde sollen einen so starken Geruch haben, daß sie, mit dem Winde, einen Menschen viele Werste weit spüren können *).

*) Pallas Reise, 1 Th. S. 143.

Von dem Gedächtnisse und der Rachgier der Pferde führt der Hofrath Hennings *) nach dem Abt Prevost folgendes merkwürdiges Beyspiel an. In einem Flecken Gumblin, nicht weit von Dublin, lies ein Herr einen Hengst wallachen, der vorzüglich schön, allein so unbändig war, daß man dieses Mittel wählen muste ihn zu bändigen. Man war nicht vorsichtig genug gewesen, ihm die Augen zu verbinden, so daß er den Operateur sehen konte. Einige Tage verstrichen, bis das Pferd ihn wieder ansichtig wurde; als es aber, vor Ende der Woche, wie es noch den Schmerz des Schnittes empfand, den Operateur in den Stall kommen sah, ris es sich plötzlich los, und fiel den Mann so wütend an, daß es ihn in wenigen Augenblicken zu Tode trat und bis.

Nichts

*) Von Ahndungen der Thiere S. 152.

Nichts, sagt Busbek, ist zahmer als die türkischen Pferde, auch giebt es kein Thier, das besser seinen Herrn und Wärter kennte; dazu erziehen die Türken sie mit aller möglichen Freundlichkeit. Ich habe gesehen, als ich durch Pontus, oder den Theil Bythyniens der Axilon genennet wird, nach Kappadocien reiste, wie die Bauersleute für die neugebornen und zarten Füllen Sorge trugen, sie hätschelten, in ihre Häuser führten, und streichelten, daß man denken solte, sie hätten ihre Kinder vor sich. Die Kinder, die dazu gesetzt werden auf sie Acht zu haben, erzeigen ihnen nicht weniger Freundlichkeit und gewinnen ihre Ergebenheit durch beständiges Streicheln. Sie schlagen sie niemalen mit dem Stock, außer in der äußersten Nothwendigkeit. Daher hegen sie aber auch große Liebe für den Menschen, und schlagen nicht, oder werden beißig und widerspenstig. Diese Fehler findet man selten bey diesen Pferden. Die

Türken finden ihr Vergnügen darinn sie zahm zu machen, daß sie nach Befehl knien, und den Reuter so aufsteigen lassen; daß sie mit dem Maule einen Stock, eine Keule oder einen Säbel von der Erde aufnehmen, und ihrem Herrn reichen, der auf ihnen sitzt; und wenn sie dieses gelernt haben, legen sie ihnen silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Kunst. Ich habe dergleichen gesehen, die, wenn ihre Herren abgefallen waren, auf der Stelle stehen geblieben sind: ich habe einige gesehen, die um den Stallknecht herum liefen, und stille standen, so oft er es befohl; ich habe Pferde gesehen, die, wenn ihre Herren mit mir in dem obersten Stockwerk des Hauses gegessen, die Ohren spitzten um seine Stimme zu vernehmen, und wieherten wenn sie sie hörten. Dieselben Pferde leben etwas länger als die unsrigen. Man kan Pferde von zwanzig Jahren, mit eben dem Feuer und eben der Stärke sehen, als unsre, wenn sie

acht Jahre alt sind. Und man erzählt, daß einige, wegen ihrer großen Tugenden, beständig im Stalle des Sultans unterhalten werden, und bis ins funfzigste Jahr und darüber leben können *).

Von den Gemsen (capra rupicapra) weis man, daß sie in geselschaftlicher Verbindung mit einander, und in sehr guter Eintracht leben; die beständige Verfolgung der Jäger aber, der sie ausgesetzt sind, macht sie furchtsam und vorsichtig. Der Anführer eines solchen Haufens ist zugleich ihre Schildwache, und ihn nennen die Jäger, das kluge Thier. Er besteigt die höchsten und freiesten Stellen, spitzt die Ohren, und sieht sich immer, mit der grösten Unruhe um. Bey der kleinsten Gefahr, die er vermuthet, giebt er einen zischenden Laut

 von

*) Gislenii Busbequii, omnia qvæ exstant. Dresdæ 1689. 12mo. Legationes Turcicæ Epist. 3tia. p. 192.

von sich, der denn ein Zeichen für den ganzen Hausen ist, die Flucht zu nehmen. Wenn die Gemsen auf unbekante Felsen kommen, untersuchen sie, an den gefährlichsten Stellen, sorgfältig mit den Vorderbeinen, ob das herabhängende Stück fest sitzt, daß sie sicher darauf springen können. Beweis genug, sagt Martini, von ihrer Ueberlegung, Vorsichtigkeit und wohl ausgedachten Planen zu ihrer Sicherheit. Wenn der Winter sich nähert, begeben diese Thiere sich in die Thäler und verstecken sich unter den hohen überhangenden Felsen, um vor Regengüssen sicher zu seyn. Ueberhaubt pflegen sie, entweder vor Aufgang der Sonne, oder nach ihrem Untergange, ihren Unterhalt zu suchen; des Tages lassen sie sich nicht außer auf den höchsten Felsen und in gähen Abgründen sehen. Die Gemsen-Jagd ist mit vielen Gefährlichkeiten verbunden. Wenn ein Jäger dieses Thier verfolgt, wird er oft von ihm an Stellen hin verführt,

führt, wo er nicht, ohne die gröste Lebensgefahr weiter oder zurück kommen kann *).

Busbek erzählt von den Rebhünern auf Chios, daß sie ordentlich in den Häusern bey den Menschen wohnen. Beynahe jeder Bauer unterhält mehr oder weniger derselben, je nach eines Jeden Lust und Gelegenheit. Gleich in der Morgendämmerung, ruft ein Hirt ihnen durch einen gewissen Laut, dann laufen sie herbey und versammeln sich haufenweise an dem Wege. Darauf folgen sie wie die Schafe bey uns, dem Hirten und gehen aufs Feld heraus, wo sie den ganzen Tag sich vergnügen und ihren Unterhalt suchen. Gegen Abend werden sie durch eben das Zeichen zurück gerufen; sie versammeln sich also und gehen nach dem Hause, wo sie des Nachts zu seyn

 pflegen.

*) Martini algemeine Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung. 2 Th. S. 658. u. f.

pflegen. Hiezu werden sie, wie man sagt, folgendermaßen erzogen: so bald die Jungen ausgebrütet sind, nehmen die Bauern sie in den Busen innerhalb des Hembdes, führen sie so einige Tage herum, und legen sie unterweilen an den Mund, wo sie sich von dem Speichel ernähren. Hiedurch werden diese Vögel so an ihre Pflegväter gewöhnt, daß sie sie nie vergessen; doch müssen sie dafür sorgen, daß die Vögel nicht die Nacht über auf dem Acker bleiben *).

Von der Intelligenz und Oekonomie der Affen, will ich nach den Samlungen des Naturforschers Martini, verschiedene merkwürdige Nachrichten hersetzen, und seine eigenen Worte auszugsweise anführen. Ohne von der Aehnlichkeit zu reden, die die Naturkündigen in der äußerlichen Gestalt zwischen Affen und Menschen bemerkt haben, bleibt es allzeit gewis, daß diese Thiere noch mehr

*) Epist. tert. p. 189.

mehr unsere Aufmerksamkeit durch ihre Eigenschaften, Bewegungen, Gebehrden und ihre sowohl einsame als republikanische Lebensart verdienen. Ueberhaubt sind es häsliche Thiere, von starken Gliedmaßen und geiler Natur, mit großer Neigung zum Stehlen, zugleich aber auch künstlich und sinnreich in allem was sie sich vornehmen. Gefühlvoll wenn es ihnen wohl geht; ängstlich aber in Noth und Gefahr, geben sie allzeit ihre Leidenschaften, durch heftiges Stampfen mit den Füssen zu erkennen. Schlägt man sie, so besitzen sie die Kunst zu seufzen, sich zu beklagen, zu weinen und zu stöhnen, je nachdem sie durch ihr Geschrei, Erschrecken, Kummer, Zorn oder Spott ausdrücken wollen. Sie wissen auf vielerley Weise ihre Gebährden zu verändern, und nehmen so lächerliche Stellungen an, daß der schwermüthigste Mensch, wenn er sie sieht, sich nicht des Lachens enthalten könte.

Unter

Unter sich halten sie gute Disciplin, und führen alles mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit, Feinheit und Vorsichtigkeit aus. Ob schon sie zum Stehlen eben so geschickt als geneigt sind, wagen sie sich doch an kein wichtiges Unternehmen, bevor nicht ihrer mehrere beysammen sind. Kömt es darauf an, ein beträchtliches Melonen- oder Reisbeet zu plündern, so geht ein großer Theil von ihnen in den Garten. Hier stellen sie sich in eine Reihe, daß nur ein mäßiger Zwischenraum zwischen jedem ist. Darauf werfen sie die Melonen von Hand in Hand, und ein jeder weis behende und mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, die ihm zugeworfene Melone aufzufangen. Die Linie, die sie formiren, endigt sich meistens bey einem Berge; und alle diese Anstalten machen und führen sie in der grösten Stille aus. Sie haben ihre ordentlichen Schildwachen dabey. Geschieht es zufälligerweise, daß diesr jemand kommen sehen,

so

so schreien sie laut, und auf dieses Zeichen flüchtet der ganze Hause mit unglaublicher Eile. Die Jungen, die zu dergleichen Plünderungen noch nicht gewohnt sind, klettern auf die Schultern der Alten, wo sie sich auf eine eigne Weise fest halten.

Diese Thiere haben einen besondern Naturtrieb ihre Feinde zu kennen, und Mittel zu suchen sich bey Ueberfallungen zu vertheidigen oder einander zu helfen. Ihre Waffen bestehen aus abgebrochenen Zweigen, gesammelten Steinen, und ihrem eigenen Unrathe, den sie in ihre Hände nehmen. Im Nothfall pflegen sie alles dieses ihren Feinden und Verfolgern an den Kopf zu werfen. Wird einer von ihnen verwundet, so verdoppeln sie ihren hülfreichen Eifer, und schreien fürchterlich.

Wenn sie einen Reisenden Mahlzeit auf dem Felde halten sehen, so mus er sich

vor

vor den Künsten dieser diebischen Thiere sorgfältig hüten. Glückt ihnen ein Versuch, so pflegen sie ordentlich des Reisenden dafür zu spotten. Sie laufen denn ein Stück weg, setzen sich auf den Hintern, und halten das Gestohlne in den Vorderfüssen, als wenn sie es ihm zum Aerger vorzeigten und ihn auslachten. Hirse zu stehlen, dazu sind sie sehr schlau, sie nehmen zwey bis drey Halme in jede Hand, eben so viel unter die Arme und ins Maul, laufen denn auf den Hinterbeinen mit ihrer Beute davon, und machen allerley lustige Sprünge. Werden sie verfolgt, so behalten sie wenigstens, was sie im Maule haben, und lassen alles andre fallen, um destoleichter fliehen zu können. Sie untersuchen die Hirsehalme mit vieler Sorgfalt, und werfen die schlechtern weg, um die bessern auszusuchen.

Ihre Kunstfertigkeit und Nachahmungslust geht zum Bewundern weit. Man

kann

kann sie ohne große Mühe lehren auf dem Seil tanzen, ein Rad schlagen, sich putzen, Feuer anmachen, die Trommel schlagen, Gläser schwenken u. d. m. Man hat Affen gesehen, die mit der einen Pfote einen Bratspies wendeten und mit der andern ein Stück Brod in die fette Brühe tauchten, und verzehrten.

Die Affen mögen arbeiten, schlafen oder auf Stehlen ausgehen, so haben sie doch immer einige zur Wache ausgestelt, deren gutes Gehör, Gesicht und Schreien zu ihrer allerseitigen Sicherheit dienen. Man will Beyspiele wissen, daß dergleichen Schildwachen, die ihren Posten nicht getreu inacht genommen, mit dem Tode bestraft sind. Dieses Vorgeben kann vielleicht in richtigen Erfahrungen gegründet seyn. Denn geschieht es, daß einer von ihnen erlegt wird, ehe die Schildwachen das gewöhnliche Zeichen gegeben, so hört man gleich nach ihrer

Zurückkunft im Walde ein starkes Lärmen und einen verwirten Laut von ihrem Versamlungsplatze, und sehr oft findet man Affen, die zerrissen sind. Diese pflegt man, mit einigem Grunde, für nachlässige Schildwachen anzusehen, die am Leben gestraft sind.

Wenn Männchen und Weibchen und ihre Jungen beysammen, oder wenn die Affen in Geselschaft bey einander sind, mus man sich sehr über ihre Handlungen und über ihre Erziehung wundern. Sie verstehen die menschliche Sprache ohne sie nachahmen zu können, und sind meisterhaft in stummen Ausdrücken; sie sind zugleich sehr geneigt, allem nachzuahmen, was sie vor sich sehen. Sie antworten, fordern, schelten durch verstehliche Zeichen; machen Gebehrden und nehmen Stellungen an, welche denen der Menschen ähnlich sind. Was man sie lehrt, lernen sie vollkommen, oft auch was sie nicht lernen solten. Als der

russi=

russische Gesandte sich in Pecking aufhielt, kamen einige Marktschreier, die ihm verschiedene künstlich abgerichtete Affen zeigten. Ein Korb wurde, in seiner Gegenwart, mit allerley Kleidern gefült; ein Affe nahm sie stückweise heraus, und legte sie auf Befehl seines Herrn an, ohne den geringsten Fehler in der Wahl der genanten Farben zu begehen. Er richtete seine Geberden nach dem Anzuge, und tanzte nachher mit den lustigsten Sprüngen, sowohl auf der Erde, als auf dem Seile.

Die Begebenheit, welche Alexanders Heer begegnete, ist ein merkwürdiger Beweis von der Nachahnungskunst der Affen. Die Truppen waren in der grösten Ordnung an die Berge gerückt, wo die Affen ihre Wohnung hatten, und daselbst hielten sie sich die Nacht über auf. Als das Lager den folgenden Tag aufbrach, sahen die Soldaten in einiger Entfernung, eine ungeheure

Menge Affen, die kompagnieweise sich versammelt, und in Reihen und Glieder, als eine kleine Armee aufgestelt hatten, daß die Macedonier, die keinen solchen Auftritt vermutheten, den Feind zu sehen glaubten.

Als die Herrn Kondamine und Bouguer sich in Peru aufhielten, waren die Affen so aufmerksam auf ihre Beobachtungen auf den Bergen, daß man nachher, in einer pantomimischen Komödie, wozu diese Reisenden von den dortigen Einwohnern eingeladen wurden, sahe wie die Affen einander verständliche Zeichen machten, zur Uhr liefen, durch Gläser nach den Sternen guckten u. s. w.

Der Schwanz dient oft der Meerkatze statt des fünften Beines, wenn sie von den Bäumen herabsteigt. Wird eine von ihnen zufälligerweise verwundet, so untersuchen sie die Wunde sorgfältig, und stopfen, mit vie-

ler

ler Geschicklichkeit, gekäuete Blätter, statt der gezupften Leinwand, hinein. Die Affen, besonders die rothen und blauen am Jambra, halten sich immer zu drey bis vier Tausenden beysammen auf. Sie machen Republiken aus, wo die Unterthänigkeit und Ordnung aufs genaueste beobachtet werden. Sie pflegen ebenfals ihre Reisen in guter Ordnung zu machen, unter gewissen Anführern, die gemeiniglich von der grösten Gattung sind. Der Hintertrup besteht immer aus einer beträchtlichen Anzahl der grösten Affen, worunter einige sind, deren Stimme, wenn es nöthig ist, über alle die andern hervor schallen, und die schwächeren zum Stillschweigen bringen kan.

Die Freundschaft der Affen für einander hat nicht ihres Gleichen unter den übrigen Thieren. Sobald ein Affe hart verwundet oder getödtet wird, verfolgen oft die stärkern der andern Affen die Neger

bis zu ihren Hütten, und pflegen, wenn man die Thüre vor ihnen zumacht, das Dach abzureißen, alle Trinkgeschirre der Neger zu zerbrechen, und was sie erwischen können mit sich fort zu nehmen. In Kambaja sagt Herr Thevenot, ist eine solche Menge von Affen, daß die Häuser oft von ihnen voll sind, die beynahe immer etwas beschädigen, wenn sie auf den Dächern etwas finden, das sie herunter werfen können.

Von einer Art sehr großer Affen, die in Guinea gefunden und Baris auch Pongos genant werden, hat man verschiedene zuverlässige Nachrichten, daß sie auf zween Beinen gehen, und ernsthafter und verständiger als alle andere Affen sind. Ihre Körper sollen im äußerlichen, blos in Hinsicht der Beine, von den Menschen unterschieden seyn, da sie keine Waden haben. Sie gehen aufrecht, schlafen auf den Bäumen, und bauen sich Hütten oder eine Be-

deckung gegen Sonne und Regen. Diese Thiere leben von Früchten, essen kein Fleisch, und obgleich sie keine Sprache haben, haben sie doch mehr Verstand als andre Thiere. Wenn die Neger im Walde Feuer anmachen, kommen nachher diese Pongos und setzen sich um selbes; sie haben aber nicht das Nachdenken das Feuer durch Zulegung mehreres Holzes zu unterhalten. Sie gehen in Gesellschaft aus, und pflegen unterweilen an einsamen Oertern einzele Neger umzubringen. Sie greifen sogar den Elephanten an, und schlagen ihn so lange mit Knitteln, bis er ihren Wald verläßt. Die Pongos lassen sich, wie man sagt, nicht lebendig fangen; weil zehn Menschen nicht stark genug sind einen von ihnen zu bezwingen, so stark sind sie. Wenn eins dieser Thiere stirbt, bedecken die andern es mit Zweigen und Blättern.

Außer dem schon Angeführten erzählt Franz Proyart von dem Affen Baris, in der Provinz Sierra Leona in Afrika, daß dieses Thier, wenn man es von Jugend an dazu erzieht, Menschen-Dienste zu leisten gewöhnt werden kann. Diese Baris stoßen im Mörser, und hohlen Wasser aus den Flüßen in kleinen Krügen, die sie auf dem Kopfe tragen; wenn sie aber an die Hausthüre kommen, und man ihnen nicht gleich den Krug abnimt, so lassen sie ihn fallen; und sehen sie denn daß er entzwey gegangen, oder das Wasser ausgelaufen ist, so fangen sie an zu heulen und zn schreien.

La Guat erzählt von einem Weibchen der Orang-Outang Art, daß es jeden Tag ordentlich sein Bett machte, den Kopf auf ein Kopfküssen legte, und die Decke über sich zog. Wenn es Kopfweh hatte, band es ein Tuch fest um den Kopf, in dieser

Stel-

Stellung war es lustig es im Bette liegen zu sehen. Gemelli Carreri spricht von einen solchen Affenweibchen, das wie ein Kind klagte, immer auf den Hinterbeinen gieng, und seine Matte wenn es sich schlafen legeu wolte, nnter dem Arme trug. Diese Affen, fügt er hinzu, scheinen in vielen Stücken ebenso witzig, wo nicht witziger, als verschiedene Menschen zu seyn.

Froger erzählt, daß die Affen auf der Küste Guinea am Fluße Gambia überhaupt größer und boshaster als anderwärts in Afrika sind. Die Neger sind bange vor ihnen und kommen selten aufs Feld ohne von ihnen angegriffen zu werden. Diese verwegenen Thiere sollen den Gebrauch haben, den Negern einen Stock zu reichen, als wenn sie sie zum Kampf herausfoderten. Die meisten Neger glauben, daß diese Affen ein fremdes Volk seyn; das

sich

sich da im Lande niedergelassen, aber nicht sprechen wolle, aus Furcht sie möchten zur Arbeit angehalten werden.

Buffon erzählt von einem Orang Outang, den er selbst beobachtet hat, daß er immer aufrecht gieng, sogar wenn er schwere Sachen zu tragen hatte. Seine Mine war ziemlich traurig, sein Gang ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, sein Gemüth sanft und ganz verschieden von andern Affen. Er war weder so ungeduldig, als der große Affe (Magot) noch so bösartig als der Pavian, oder so ausschweifend, als die Meerkatze (guenon). Er war, wird man sagen, abgerichtet und wohl erzogen; die andern aber, die ich so eben genant habe, sagt Herr B. hatten auch Erziehung. Ein Wort, ein Zeichen, und unser Orang Outang that alles was man haben wolte; zu dem Pavian dahingegen muste man den

Stock,

Stock, und zu den andern die Peitsche bey der Hand haben; denn sie gehorchen fast nie ohne viele Schläge. Ich habe gesehen, heist es ferner, daß dieses Thier, den Personen, die es besuchten, die Hand gegeben, sie zur Thüre begleitet hat, ganz ernsthaft und als zur Gesellschaft mit ihnen spatzieren gegangen ist. Ich habe gesehen, daß es sich an den Tisch gesetzt, die Serviette auseinander gethan, den Mund damit abgewischt, sich des Löffels und der Gabel bedient hat um das Essen zum Munde zu bringen; daß es sich Getränk eingeschenkt, und auf gegebenen Anlas mit dem Glase angestoßen hat; daß es Ober- und Untertassen holte, Zucker hinein that, Thee einschenkte, und den Thee abkühlen lies, um ihn zu trinken. Um alle diese Handlungen vorzunehmen, brauchte es nur eines Worts, eines Winkes von seinem Herrn; oft that es dieses von selbsten. Es that

keinen

keinen Schaden; näherte sich mit Bedacht, und in einer Stellung, als wenn es sich Freundschaft und Wohlwollen ausbäte. Es fras beynahe alles, doch am liebsten reife und trockne Früchte. Es trank Wein, doch nicht viel, und lies ihn gern für Milch, Thee, oder andere süße Getränke stehen.

Herr de la Brosse hatte zween, ohngefehr zweyjährige Orang Outangs gekauft, und brachte sie an Bord mit sich. Wenn sie da etwas nöthig hatten, gaben sie den Schiffsjungen durch ein lautes Zeichen zu verstehen was sie haben wolten; und wenn diese Jungen unterweilen ihnen nicht geben wolten was sie forderten, entrüsteten sie sich, fasten sie beym Arm, bissen sie, und warfen sie übern Haufen. Das Mänchen wurde krank, nnd lies sich, wie ein Mensch, aufwarten; es wurde sogar zweymal am rechten Arme aus der Ader gelassen. Wenn

es hernach sich nicht wohl befand, zeigte es immer auf den Arm, daß man ihn aus der Ader lassen solte; als wenn es wüßte, daß der Aderlas ihm vorhin geholfen hätte.

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smith, Laurids, / Proft, Christian Gottlob, / Popp, Sebastian,

Ueber die Natur und Bestimmung der Thiere wie auch von den Pflichten der Menschen gegen die Thiere

Kopenhagen 1790

Zool. 495 z
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10308905-3
VD18 90641833